19. HEFT. 6. MAI. 1909.

Rassenbund und Glaubensbund.

Von A. Wirth.

Durch die jungtürkische und die persische Bewegung ist man wiederum auf den Panislamismus aufmerksamer geworden. Die indischen Unruhen haben gezeigt, daß der Nationalismus bei den Hindu im Steigen begriffen ist. Auch China ist in seinen Tiefen erschüttert; auch dort wächst das Selbstbewußtsein gegen die Fremden und ist die Hinneigung zum Parlamentarismus erwacht. Der ganze Orient ist offenbar in einer Aufregung, wie er seit Jahrhunderten nicht gewesen ist. Das ist in erster Linie auf den ungeheuren Druck Europas und Amerikas zurückzuführen; jetzt stellt sich endlich der Gegendruck ein. Dann aber machen sich hier rassenhafte und religiöse Strömungen geltend, die sich bald miteinander vermischen und sich so gegenseitig stärken, bald sich kreuzen und sich gegenseitig bekämpfen und wieder auflösen.

Mit den großen Glaubensbünden ging es fast wie mit den platonischen Ideen. Der Gedanke war zuerst allein da, und erst nach und nach ist er in die Erscheinung getreten und hat Gestalt und Fleisch und Blut gewonnen. Umgekehrt war es mit den Rassenbünden. Seit die Welt steht, sind die Rassen durch territoriale, staatliche Grenzen voneinander geschieden, und erst durch die Großreiche der neusten Zeit sind einige Rassen äußerlich zu einer Einheit verbunden worden. Schon länger hat ein dumpfes Gefühl von Zusammengehörigkeit in der Tiefe gewirkt, aber erst in den letzten Jahren ist dieses Gefühl über die Schwelle des Bewußtseins getreten. Auch haben erst in der allerjüngsten Zeit die Politiker angefangen, sich der Rassenidee zu bemächtigen und sie als Beweggrund praktischer Taten zu verwerten. Bei beiden Bünden aber muß streng zwischen der Konstruktion, die

einige begabte Schriftsteller Asiens wie Europas erdachten, und den tatsächlichen Verhältnissen geschieden werden. So ist das Buschido Nitobes und das „Asien für die Asiaten" und ist ebenso Uchtomskis russischer Asiatismus eine bloße Konstruktion geblieben, die einmal Wahrheit werden kann, aber es bis jetzt noch nicht geworden ist. Aehnlich ist der Pangermanismus schon oft gefordert, aber nie auch nur im entferntesten verwirklicht worden. Einige Bünde sind aber bereits in das Licht der Wirklichkeit getreten, und sind von Worten zu Taten übergegangen.

Es handelt sich hier bei den Glaubensbünden um die Christian Endeavour-Bewegung in Amerika, eine pietistisch gefärbte Strömung, in die nach der Absicht der Urheber alle christlichen Konfessionen ausmünden sollen; ferner um den bereits sehr greifbaren Panislamismus und den noch etwas schattenhaften Panbuddhismus. Von Rassenbünden kommt als ältester der Panslawismus, sodann das All-Angelsachsentum, das All-Spaniertum, das All-Deutschtum, und in jüngster Zeit das All-Arabertum in Betracht. Ich nenne diese Erscheinungen Rassenbünde, und nicht Volksbünde, weil es sich um die Zusammenfassung von je mehr als einem Volkstum handelt. Darüber Genaueres sofort!

Es ist nur natürlich, daß, nachdem die Welt so klein geworden, daß — besonders seit Shimonoseki — die weißen Nationen sich als eine ideelle Einheit zu fühlen begannen, sich dieses Gefühl auch religiös verdichtete, und eine neue Bewegung in dem alle Weißen vereinenden Glauben erzeugte. Die erste derartige Erscheinung ist in der Heilsarmee zu finden. Die Offiziere und Soldaten des General Booth machen keinen sonderlichen Unterschied in den Denominations. Die Filialen, die von der Armee in verschiedenen Großstädten gegründeten Häuser und Herbergen speisen jeden Bedürftigen. Ihre rührigen Prediger-Agitatoren rufen jeden Bußfertigen zur Teilnahme auf. Die Dogmen treten gänzlich in den Hintergrund; das Gemüt, die fromme Stimmung, die Heilssehnsucht ist allein maßgebend. Aehnlicher Art ist das Christian Endeavour, das sich rühmen konnte, seinerzeit fünf Millionen Anhänger in Amerika zu haben. Bezeichnend ist, daß die Christian Endeavour-Leute sich auch politisch zu betätigen suchten. Sie richteten zur Zeit der armenischen Massakres einen scharfen Protest an die Türkei. Bezeichnend ist ferner, daß auch bei uns, durch Harnack und den Kaiser selbst gefördert, eine Neigung zur Wiederaussöhnung zwischen Katholizismus und Protestantismus sich auftut. Von dem All-Buddhistentum ist es schwer, etwas zu erfahren. Immerhin ist soviel bekannt daß die Japaner es mit allen Kräften zu fördern suchen. Die führenden Klassen des Mikadoreiches sind fast ohne Ausnahme sehr aufgeklärt, so ziemlich atheistisch; aber sie denken ähnlich wie führende Franzosen: l'Athéisme n'est pas un article d'exportation. Schon 1895 konnte man in Korea beobachten, daß die Bonzen, die sich seit Jahrhunderten nicht zeigen durften, die ad paganos verbannt waren, in Söul und Songdo, in Pyöng-yang und Takao kühn wieder ihr Haupt erheben durften. Ebenso wurde auf Formosa der Buddhismus staatlich gefördert. Zur Zeit der Boxerwirren, wenn ich nicht irre, kurz nach

den Verhandlungen des russischen Burjaten Dorijeff mit dem Dalai Lama, traf ein hochgebildeter japanischer Forscher in Lhassa ein, und es scheint, daß er dort kirchenpolitische Abmachungen getroffen habe. Zugleich wurden die Wechselwirkungen mit Indien und Ceylon reger. Im 9. Jahrhundert hatte ein japanischer Pilgerverkehr nach Indien begonnen, und eine ausführliche Erzählung ist uns erhalten (und ins Englische übersetzt worden), die von der Wanderung eines solchen Nachfolgers von Hiuen-Tsang berichtet. Nach einigen Jahrhunderten ist jedoch dieser Verkehr eingeschlafen, namentlich seitdem das Inselreich sich völlig vor der Außenwelt abschloß. Erst nach Shimonoseki hat man die früheren Beziehungen wieder aufgenommen, und zwar mit solchem Erfolge, daß jetzt nicht nur Pilger von jener östlichen Peripherie der buddhistischen Welt nach den heiligen Stätten, auf denen Gautama im Fleische gewandelt, wallten, sondern daß auch indische Bonzen, zunächst solche von Ceylon, ihrerseits seit einigen Jahren Japan aufsuchten. Am wichtigsten war in dieser Hinsicht ein Religionskongreß, der in Kioto — ich glaube im Jahre 1904 — abgehalten wurde. Nach den internationalen Glaubenszusammenkünften, die der Sassanide Anoschirwan, darauf der Mogul Akbar der Große, und zuletzt, 1893, die Stadt Chicago veranstaltete, war dieser Kongreß der belangreichste und jedenfalls der folgenschwerste von allen. Seit den großen ökumenischen Konzilen unter Asoka und Kanischka, seit fast zwei Jahrtausenden, waren die Buddhisten der verschiedenen Länder nicht mehr zusammengekommen. Es scheint nun, daß sich das Verhältnis zu dem Dalai Lama doch nicht so recht innig gestaltete. Daran trug ein konfessioneller und ein politischer Grund die Schuld. Eigentlich ist der Dalai Lama überhaupt kein Anhänger Buddhas, sondern ist das Oberhaupt einer unabhängigen Glaubenswelt, des Lamaismus. Sodann aber war man in Peking auf die Gefahr aufmerksam geworden, die von der Einmischung eines fremden Staates in kirchliche Fragen des chinesischen Reichs drohte. China hatte 1721 mit dem Dalai Lama ein Konkordat geschlossen, eine gegenseitige Rückversicherung, des Inhalts, daß der Himmelssohn dem geistlichen Oberhaupte und seinen Anhängern freie Ausübung ihrer kirchlichen Tätigkeit gewährleistete, und der Dalai Lama dafür mit Hand und Herz die Mandschu-Regierung zu fördern versprach. In dem jetzt anhebenden Wettrennen, bei dem sich außer Japan noch England und Rußland beteiligten, hat China den Sieg davon getragen. Die Geschichte ist sehr anziehend. Mitten vor unseren Augen vollziehen sich die schönsten Dramen, aber niemand beachtet sie. Zuerst, vor fünf Jahren, trachtete England danach, den Dalai Lama in seine Hand zu bekommen. Er aber entfloh und wurde ein unstäter Wanderer auf dem Angesichte der Erde. Bei dieser Wanderung hat ihn nach 70 Jahren, nach den Franzosen Huc und Gabet, zum ersten Male wieder ein Europäer gesehen und gesprochen. Es war ein Deutscher, Dr. Tafel, der jüngst nach langen und gefahrvollen Reisen in die Heimat zurückgekehrt ist. Eine Zeitlang hielt sich der Dalai Lama in der Stadt seines Konkurrenten, des Geghen, in Urga auf. Damals (und vielleicht jetzt noch?) war

Urga, die Hauptstadt der Ostmongolei, von zwei Sotnien russisch-burjatischer Kosaken besetzt. Ich habe sie selbst dort im Jahre 1901 gesehen. Man muß wissen, daß die Burjaten sehr fromme Buddhisten, oder richtiger gesprochen Lamaisten sind. Daher war es nicht schwer, eine Annäherung an das flüchtige Kirchenoberhaupt zu erzielen. Die russische Regierung bemühte sich denn auch sehr eifrig um seine Gunst. Ein halbes Jahr lang schwankte die Wagschale. Da aber gelang es dem unablässigen Bohren und Stochern des britischen Gesandten, die Pekinger Regierung zu tatkräftigem Vorgehen anzustacheln. Die Folge emsig gepflogener Verhandlungen war, daß der Dalai Lama Urga verließ und zunächst dem fernen Lande der Tanguten zustrebte, dann aber sich im August 1908 mit großem Gefolge nach Peking begab. Dort schloß er im September ein neues Konkordat ab, das jedoch für ihn wesentlich ungünstiger war, als das zwischen seinem Vorgänger und dem Mandschu-Kaiser Kien-lung vereinbarte. Außerdem aber haben die Chinesen die militärische und politische Verwaltung Tibets wieder an sich gebracht, und zwar vollkommener, als je zuvor, oder wenigstens, als seit dem erfolgreichen Kriegszuge von 1792, da sogar Nepal den chinesischen Waffen unterlag. Was England bei der Sache gewinnen werde, ist nicht recht klar. Vielleicht ist es ein moralischer Gewinn, vielleicht auch haben sie einfach das Nachsehen. Inzwischen ist der Dalai Lama nach Lhassa zurückgereist. Tibet ist offenbar für die Engländer wieder verloren, ist freiwillig aufgegeben, so wie sie 1868 das schwer errungene Abessinien und 1880 das mit großen Kosten besetzte und mit Mühe von Lord Roberts behauptete Kandahar wieder aufgaben. Möglicherweise ist es genug für sie, freundschaftliche Beziehungen mit Lhassa zu hegen, zumal acht Millionen im britischen Hinterindien dorthin ihre Blicke zu richten gewohnt sind. Zum mindesten aber ist der Wind aus den russischen Segeln genommen. Denn Fürst Uchtomski, der Freund und Begleiter des Großfürsten-Thronfolgers auf seiner Reise durch Asien und der Berater Nikolaus' bis etwa 1902 — jetzt hört man gar nichts mehr von ihm — Uchtomski, der selbst aus Tatarenblut stammt, träumte einst von einer Schutzherrschaft des Zaren über das Buddhistentum.

Der dritte Glaubensbund ist der der Mohammedaner, der Panislamismus.

Sehr wenige Leute in ganz Europa, außer in Frankreich, verstehen heutiges Arabisch. Davon konnte man sich auf dem Orientalistenkongreß von Algier so recht überzeugen. Denn selbst die Orientalisten konnten den Vorträgen der Mohammedaner nicht folgen. Nur die kürzlich verstorbenen Dr. Glaser und Dr. Vollers waren auf der Höhe. Aehnlich erzählt man von Max Müller, daß ihn einst ein exotischer Herr besuchte und eine Zeitlang auf ihn einsprach. Endlich faßte sich der weltberühmte Gelehrte: „Bitte, ich verstehe Sie nicht. Was für eine Sprache reden Sie eigentlich?" Die, in der Sie seit Jahren Texte herausgeben, erwiderte, ins Englisch übergehend, der Besucher. Es war Sanskrit. Nun ist außerdem Neu-Arabisch von dem klassischen Arabisch, das dem europäischen Gelehrten in erster Linie vertraut ist, recht ver-

schieden. Das ist der Grund, weshalb von dem Leben des heutigen Islam immer noch so wenig bekannt ist. Außerdem: gesetzt selbst, einer verstünde ausgezeichnet den arabischen Dialekt von Fes oder die türkische Mundart von Bochara, glaubt man denn, daß ein Fremder und dazu noch ein Christ ohne weiteres die tiefsten Geheimnisse erführe? Es kann einer ein Jahrzehnt in London leben, ohne von den englischen Umtrieben in Bulgarien oder China zu hören. All das erklärt leicht, weshalb so wenig vom Panislamismus bekannt ist. Dennoch haben wir einiges durch Franzosen, wie Chatelier, und deutsche Forscher, wie M. Hartmann und Erckert erfahren.

Der Senussi hat den Panislamismus erfunden. Sein Enkel lebt in Gharabub (zeitweilig in Kebabu*) im Hinterland von Tripolis und beherrscht von dort die ganze Organisation. Abdul Hamid wollte sich der Senussi und ihres Gedankens bedienen. Er hatte auch in asiatischen Landen viel Erfolg. Aber gerade die Senussi wollten nichts von ihm wissen, so wenig wie vom Mahdi, der ihre Hilfe ansuchte. Die Araber (und Perser) sind gegen die Türken. Daran scheitert — vorläufig wenigstens — das All-Mohammedanertum. Wenn es aber einst zustande kommen sollte, so wäre das ein bedeutungsvoller Tag für Europa. Denn 270 Millionen Menschen, zu einheitlichem Handeln zusammengefaßt, sind keine Kleinigkeit.

Nun zu den Rassenbünden. Nichts wird so heiß gegessen, wie aufgetragen oder gekocht. Viele Anläufe sind auch hier gescheitert. Alles, was übrig blieb, was sich lebensfähig und fruchtbar erwies, ist jedoch belangreich genug, um der Welt Beachtung zu erzwingen. So schien der Panslawismus seit Ende der 1880er Jahre eingeschlafen. Er schien tot, als Rußland sich ganz Mittel- und Ostasien zuwandte. Aber er ist seit den Niederlagen in der Mandschurei zu neuem Leben erwacht. Er ist demgemäß eine Frucht der Verzweiflung. Von Osten und Westen zugleich bedroht, von den Gelben und den Germanen, macht die Slawenwelt eine furchtbare letzte Anstrengung, um den weniger gefährlich scheinenden Gegner, die Deutschen, niederzukämpfen. So rücken sie auf der Linie des geringsten Widerstandes vor. In der Tat, wenn man zahlenmäßig die Sache betrachtet, so muß man sagen, daß die halbe Milliarde Ostasiaten weit bedrohlicher aussieht, als die 72 bis 74 Millionen Deutsche Mitteleuropas.

Weniger günstig steht es mit den Aussichten des All-Angelsachsentums. Die Tage, da ein Carnegie Washington zur Hauptstadt eines all-angelsächsischen Weltreiches vorschlagen konnte, weil Washington von Irland und Californien gleich weit entfernt sei; da im Anschluß an die Gründung der Imperial Federation League (1884) die Möglichkeit eines ungeheuren Föderativstaates, der aus England, den britischen Kolonien und der nordamerikanischen Union bestünde, erörtert wurde: diese Tage eines knospenden Völkerfrühlings, diese Zeiten utopischer Blütenträume sind vorüber. Noch gar nicht lange, aber unwiderruflich.

*) Oder Kafira, wie Visher berichtet. Der Engländer Vister machte nämlich, als Erster nach Barth, die mühselige Reise von Benghasi nach Marzak. Auch er bestätigt die Wichtigkeit der Senussi, die ihn mit Waffengewalt angriffen.

Vielleicht werden alle anderen Großtaten Roosevelts gegen die eine in den Schatten treten, gegen den gewaltigen Ruck, mit dem er (mit Freunden und Genossen) die Vereinigten Staaten losriß von der angelsächsischen Ueberlieferung, und sie in völlig unabhängige Bahnen einlenkte. „Connected with many nations, identified with none", sagte er in seiner großen Rede bei der Einweihung des Denkmals Friedrichs des Großen. Seine entschlossene Wendung zu Deutschland und seine eigenrichtige ostasiatische Politik war die Besiegelung eines längst gefaßten Entschlusses. Wenn übrigens einerseits kein Mensch mehr an eine Pananglosaxonia, limited, denkt, wie noch im Jahre 1899, als Offiziere eines amerikanischen Ablösungstransportes nach Malta kamen, von den dortigen britischen Offizieren dined and wined wurden, und der Trinkspruch erklang: Anglo-Saxonia sweeps the Universe, so ist andererseits eine Hoffnung gescheitert, die reichlich ein Jahrhundert lang den eisernen Bestand einer Unions-Weltpolitik bildete, nämlich die Einverleibung von Kanada, die noch Seward, vielleicht der größte nordamerikanische Staatsmann seit Alexander Hamilton, für ganz unausweichlich betrachtete. Auch dieser Umschwung ist noch gar nicht alt. Erst seit wenigen Jahren gilt es für eine sichere Tatsache, daß Kanada sich so reich und mächtig entfaltet hat, daß es auf so festen eigenen Füßen steht, daß an eine Verschmelzung der Kanadier mit den Yankees nicht mehr gedacht werden kann.

Weitere Bünde werden durch das All-Spanier- und All-Deutschtum beabsichtigt. Solche Bünde haben mit den schon behandelten das gemeinsam, daß auch sie vielfach sich nicht mit einem Volkstum begnügen, sondern mehrere vereinigen wollen. Ich spreche hier nicht von den Pangermanisten, die von den einzelnen Agitationsgesellschaften, wie dem Alldeutschen Verband, meist abgelehnt werden — nur der „Jungdeutsche Bund" und die „Hammergemeinde" machen eine Ausnahme —, sondern von der Gepflogenheit einer ziemlichen Anzahl von Patrioten, auch die Holländer und Vlämen und sogar die Buren zu den Deutschen zu zählen. Aehnlich wollen starke Führer der spanischen Republikaner in Europa und Südamerika auch die Portugiesen in ihre Liebe mit einschließen und so das „Allspaniertum", das 1900 zu Madrid einen Kongreß abhielt, zum All-Iberertum erweitern. Als wünschenswerte Folge davon beanspruchen sie eine Vereinigung der spanischen und portugiesischen Kolonien. Diese Folge wird voraussichtlich nie eintreten, aber die kulturelle Verbindung zwischen allen Ibero-Latinern Europas und Amerikas wird gewiß noch bedeutende Früchte tragen. Ueberhaupt darf das gemeldete Latinertum von der neuen Welt noch eine glänzende Renaissance erwarten, wie ja schon jetzt Buenos-Ayres mit seinen 1 070 000 Einwohnern die bei weitem volkreichste Stadt der ganzen romanischen Welt ist.

Zum Schluß des All-Arabertum. Es vermählt sich mit der panislamitischen Bewegung. Marokko ist durch Frankreich mit Erfolg aufgestachelt worden. Algerien ist unruhig. Arabien selbst ist schon seit einem Menschenalter gegen die Türkei im Aufstande begriffen. Die letzten Jahre haben selbst bei den Beduinen das Gefühl der Gemeinbürgschaft bei

ihnen aufkommen lassen. Aber mehr noch! auch zu den Volksgenossen in Aegypten und Marokko wurden Fäden gesponnen. Und eine politische Atmosphäre entstand, die einer arabischen Renaissance außerordentlich günstig ist. „Man weiß nicht, was noch werden mag." Zwar hat man weder Parlament noch Budget, noch Nationalgarde, noch Flotte. Aber wer will sagen, daß das alles nicht in absehbarer Zeit — sagen wir, in 50 Jahren — noch erreicht werden kann?

Berliner Vorortbauten.

Von

Paul Westheim.

Protzmanns waren zuerst da. Eine Geste des Luxus war ihre Villa. Motto „Stolzenberg" oder „Moritzfels". Dann kam die Romantik. Heimatkunst. Selbstgezogener Salat. Dreschtennenstil mit geschnitzten Pferdeköpfen am Giebel. Rousseausche Sehnsüchte mit elektrischem Licht, Telephon und Zentralheizung. Motto „Sigelindenruh" oder „Villa Parcival", Teutonenstraße . . . .

Alles unklare Sentiments. Sentiments, in denen nur die Unruhe der Unbefriedigten echt war. Solcher Grundlage kann keine gute Form der Bauweise entwachsen. Zwingende Bedürfnisse sozialer Natur mußten sich erst herauskristallisieren. Notwendigkeiten statt der Sentiments galt es zu erkennen, zu befriedigen und zu stilisieren.

Etwa die Unerträglichkeit des Zusammenwohnens mit Krethi und Plethi, die Sorge um das ungebundene Wohlergehen der allzu sehr eingeengten Kinder, die Furcht vor der schalen Verödung durch die ständig steigende Welle der gesellschaftlichen Verpflichtungen oder Vergnügungen, das natürliche Bedürfnis nach Eigenbesitz und das hygienische nach Luft, Licht und Natur. Also ein psychischer, moralischer und sanitärer Zwang trieb den Menschen hinaus aus der städtischen Etagenwohnung. Nicht ohne Kontakt und doch außerhalb der Polypenarme des steinernen Molochs wollte er sich ansiedeln. So wurde der Vorort.

Die Mehrzahl der Berliner Vororte sind gemacht worden, nicht natürlich entstanden. Bald einer Laune, bald einer Spekulation verdanken sie ihr Entstehen. Zumeist hat sich das alles sehr gut entwickelt. Und so kann und muß man sich mit der Tatsache abfinden, die allein den Siedlern die Pflicht auferlegt, durch Anlage und Bauweise den Zufall zu einer Notwendigkeit zu erheben, dem Eingriff in eine herbe, düsterschwere Natur die Brutalität zu nehmen. Ob das immer geschehen oder gar erkannt worden ist? Der reich gewordene Gründer aus der neudeutschen Jubelzeit baute, baute und baute. Mit diabolischer Freude strich er die klappernden Taler für das verauktionierte Holz der grünen Bäume ein. Wofür er sich gar noch als rechte Verhöhnung

der Natur von einem Kunstmaler ein Alpen- oder Vesuvpanorama auf die Hauswand klecksen ließ!

Das Schicksal des Vorortes war eben das unserer neueren Kriegerdenkmäler. Sie mußten zu früh entstehen. Eine Generation später wären uns die Gräuel erspart geblieben, die wie gefrorene Verständnislosigkeit überall herumstehen. In all den Berliner Vororten, so weit hinaus man auch gehen mag, steckt ein matter Kern. Und wo Gutes entstehen sollte, war eine Auseinandersetzung mit einem Rahmen von Unvermögen und Verständnislosigkeit nötig.

Das Publikum wollte seinen Kurfürstendamm in Grunewald oder Wannsee haben. Man begriff nicht die Auflösung der Straßenfront, erfaßte nicht die Freiheit des Einzelhausorganismus. Mit Fremdenverkehrsvereinsidealen wurden Schauseiten errichtet. Schauseiten, die durch ein Eisengitter bequem zu bewundern waren. Der Gärtner pflanzte Ziersträucher um eine Putte, die einen zahmen Wasserfaden emporplätscherte. Aus den Winkeln lugten Steingutmännchen. Und aus dem Fenster schaut der Herr Vorortvillenbesitzer dem Apotheker aus „Hermann und Dorothea" gleich vergnügt auf die Pracht, vor der die Spaziergänger mit einem erstaunten Ah! stehen bleiben. Drinnen eine Mischung von Herrenhaus und Hotel, von teutonischer Burschikosität und weltstädtischem Kunstgewerbeplunder. Ein Grundriß der Mietswohnung, nur unbequemer gemacht durch die Verteilung in mehrere Stockwerke.

Der Baumeister hatte kein Interesse an der Aufklärung des Publikums. So konnte er bei seinem Stadthausschema bleiben. Er ersparte das Nachdenken. Zuerst verstand er nicht, daß eine neue Aufgabe zu lösen war, und später konnte er sich nicht bequemen, sein Schema zu opfern. Selbst das Großkapital, daß auf einmal seine Spekulation auf die Idee der Heimstätte stellte, versagte. Man sollte meinen, daß die Gesellschaften sich auf das Fundament eines natürlichen und sachlich werbenden Stilgedankens zu stützen versucht hätten, allein in den Direktorialsitzungen dachte man nur an Parzellen, Baukosten, Miets- und Verkaufspreise, und unter den Händen der billigen Architekturzeichner entstanden Bauten, die in zwanzig Jahren wieder nur jene Protzmanns erwerben werden — die sich einstweilen noch in Berlin NO. mit dem Verschleiß von allerlei nützlichen Dingen abrackern.

Das heißt, in den letzten Jahren wurde im großen Stil die Schönheit der märkischen Landschaft verwüstet. Glücklicherweise wird die Rivalität unter den einzelnen Vororten immer schärfer. Neben den Bahnverbindungen, dem Prozentsatz des Steuerzuschlags wird man auch das ästhetische Element als Lockmittel zu werten wissen. Schon heute bemühen sich die Leiter einzelner Kommunen, in ihren Bauten und durch ihre Anlagen den Reiz ihres Bezirkes zu erhöhen. Da entsteht eine Schule, dort ein Rathaus, ein Preisausschreiben um einen besser gearteten Kirchenbau wird erlassen oder man erzwingt sich einen anständigen Bahnhof wie in Zehlendorf. Das Postamt, daß das Reich hineinpatzt, verschandelt allerdings wieder alles; mit der wachsenden Selbständigkeit wird man auch hier Protestworte hören, ja es ist sogar

wahrscheinlich, daß die Kommunalleilter sich nicht auf die Dauer die geschmackliche Willkür des einzelnen gefallen lassen. Sie können sich nicht ihren Ort verschandeln lassen, denn mit jeder Häßlichkeit verliert er an natürlicher Anziehungskraft, mit jeder architektonischen Stümperhaftigkeit wird seine Entwicklung aufgehalten zugunsten der Orte, die sich frei von solchem Ballast entwickeln konnten. Es sind lediglich wirtschaftliche Notwendigkeiten, die diese ästhetischen Anforderungen stellen. Wie aber soll der Einzelne bauen? Es gibt keinen Typus. Das Mietshaus könnte, müßte typisch sein, aber das Einzelhaus? Das ist Dokument der Individualität. Und alles Krause und Bizarre, was in einem Individuum steckt, mag sich austoben, wenn dafür nur die rechte Form gefunden würde. Das bedeutet keineswegs, daß Kunstgewerbe „gebaut" werden soll, was leider nur zu oft geschehen ist. Es ist ja richtig, daß unsere Architektur gerade durch das Eingreifen solcher ferner stehenden Elemente starke Impulse erhalten hat. Eine Schar unternehmungsfroher, sehr wagemutiger Kunstgewerbler hat daraus gefolgert, der Gewerbler könne womöglich besser Architektur machen als der Architekt. Eine Logik, die natürlich einen Knacks hat, und über die man lächeln könnte, wenn nicht so viele ausgerutschte Zeichnerentwürfe in Haustein oder Eisenbeton in die Lüfte ragten. Da ist das ganze Bauwerk eine Summe von stilisierten Naturformen geworden. Der Schornstein ein monumentaler Blütenkelch; das Fenster umkrönt von einem kreisrunden Glorienschein, Rosenblätter ringeln sich um breite Dornzacken; die Beleuchtungskörper stilisiertes Ungetier und das Musikzimmer eine ganze Gedankensymphonie. Meist in Hegelschem Dunkel gehalten. Ueberhaupt, wenn so ein Architekturgewerbler Gedanken hat! Es ist entschieden ein Glück, daß sie gewöhnlich ins Okkulte schillern, denn, wenn der gemeine Mann einmal dahinter kommt, pflegt sich's gewöhnlich als ganz gewöhnlicher Unsinn zu entpuppen. Und doch gilt es hier zu denken, wie aus der Notwendigkeit ein Raum zu bilden ist, wie aus der Zweckmäßigkeit Proportionen zu schaffen sind und wie diese Raumverhältnisse nach außen ihre natürliche Form erhalten. Dem Bauenden fehlt allerdings heute die sicherste Grundlage: das selbstverständliche, allgemeine Bedürfnis. Das Publikum dürfte jede Laune haben, wenn es sich ihrer nur voll bewußt wäre. Der Auftraggeber muß sich nur klar sein über das Leben, daß er da draußen führt und zu führen hat. Er muß sich dem Architekten anvertrauen: so sind meine Bedürfnisse, meine Wünsche, so meine Neigungen. Der Erbauer hat die Pflicht, diese Logik in Form umzusetzen. Gute Anregungen bot das englische Haus. Da war das Bedürfnis klar zum Ausdruck gebracht worden. In diesem Sinne, nicht in diesen Gestaltungsformen wären Ergebnisse erwünscht. Wie man nicht Sitten und Gebräuche von England nach der Mark herüber holen kann, läßt sich auch das englische Haus nicht einfach zwischen das lichte grüngraue Geäst unserer Kiefern setzen. Aus unseren heimatlichen Verhältnissen müssen seine Qualitäten entwickelt werden, wie es Muthesius in Nicolassee oder Zehlendorf getan hat. Auch aus dem alt-

bergischen oder thüringischen Landhaus sind Entwicklungskeime abgeleitet worden. Wenn man sich bei Schulze-Naumburg nur nicht so in der Kniehosen- und Stutzbartzeit fühlte. Messel hat mit dem seltenen Geschick des Verstehers in mehreren Fällen die Diagonale zwischen Schinkelschem Klassizismus, einem maßvollen Empire und dem 20. Jahrhundert gezogen. Gab. von Seidls süddeutsches Barock sucht vergebens nach verwandtschaftlichem Anschluß. Aber neben all den guten Anknüpfungsversuchen brodelt da draußen eine ganze Menge Eigengeartetes und Eigenartiges hervor. Bruno Schmitz mit dem genialischen Künstlerenthusiasmus, Bruno Möhring mit der nervös gewordenen Logik des Konstrukteurs, der kernfeste Sachlichkeitsstil Riemerschmiedts, die in breitem Fluß und ruhigem Rhythmus ausschwingende Formenenergie Schaudts, William Müller, der im kapriziösen Geßnerton so aussichtsreich auftretende Martin Schreiber, G. Schlüter, Otto Spalding, Hans Grube oder die formfeste Fraktur des Dresdener Schumacher, um nur ein paar zu nennen, haben Häuser errichtet, die vielleicht alle noch keine endgültigen Lösungen sind, die aber immerhin als Marksteine bestehen und eine glückliche Heimatstättenform gefunden haben. Eine Ausdrucksform, in der sich über die frohe Frische unsere Ingenieurenergie ein Reflex der düsterschweren Wolkenzüge, des trägen Wassers, der stumpfgrünen und doch so durchsichtigen Kiefernäste breitet.

Schönheit und Symbolik des menschlichen Körpers.

Von

August Strindberg.

(Schluß.)

Wenn man den geöffneten Körper betrachtet, so sieht man sofort zwei Systeme streng geschieden. Das ist der Rumpf einerseits, und der Schädel mit Rückenmark andererseits; getrennt, aber in Verbindung: der Rumpf sendet Blutgefäße, mit dem was dazu gehört, nach der Cerebrospinalregion, und diese sendet Nerven nach dem Rumpf.

Der Rumpf selber ist eine Region, aber in zwei geteilt, eine obere mit Herz und Lungen, eine untere mit den Därmen, den Organen der Ausscheidung und der Geschlechtssphäre. Zwischen Bauch und Brust ist ein Gewölbe befestigt, das Diaphragma oder Zwergfell, dessen Kappe stark gebaut von Sehnen ist; die bilden den Schlußstein des Gewölbes und sind dreigeteilt wie ein Kleeblatt.

Ueber dem Gewölbe und auf ihm ruht das Herz wie ein Keim zwischen seinen beiden Herzblättern, den Lungen. Ein Okkultist hat

die Lungen eine Luftplacenta genannt, damit angebend, daß der Mensch sein Leben lang ein Embryo ist, der durch die Lungen die Verbindung mit dem Kosmos unterhält und dessen Milieu die Luft oder der Aether ist.

Das Herz ist keine vollständige Kardioide, nähert sich aber der von Castilliani erfundenen Kurve, die mehrere merkwürdige Eigenschaften hat. Die entsteht aus einem Winkel, auf dessen Umkreis man Sehnen absetzt usw. Die ist auch eine Epicykloide, die dadurch entsteht, daß ein Kreis auf einem gleich großem Kreis rollt. Die Fläche der Kardioide ist sechsmal so groß wie die des Kreises, und ihr Umkreis achtmal so groß wie der Durchmesser des Kreises.

Wenn zwei Punkte A und B sich auf der Peripherie eines Kreises in der gleichen Richtung bewegen, aber so, daß B doppelt so schnell wie A läuft, so entsteht auch eine Kardioide.

Ein denkender Anatom könnte ja hieraus einige Schlußfolgerungen über die Entstehung des Herzens ziehen und die Ableitung des Menschen aus dem Kosmos.

Das Herz ruht auf dem Gewölbe und atmet durch die Lungen wie ein lebendes Wesen, besitzt selbständige Bewegung und selbstständiges Leben. Das Materielle vom Herzen ist unempfindlich, denn man kann das Herz herausnehmen, es massieren und einkerben, ohne daß ein Schmerz gespürt wird. Kommt aber ein Kummer, eine Schreckensbotschaft, dann tut es „weh in der Seele", und diesen Schmerz verlegt man ins Herz. Es gibt also zwei Herzen, ein unempfindliches, das sichtbar ist, und ein empfindliches, das nicht sichtbar ist. Empfindlich für eigene Leiden ist jedes Herz, aber bei fremden Leiden sind nicht viele so besonders zartherzig.

Von den materiellen Funktionen des Herzens glaubt man alles zu wissen, aber sicher ist es nicht. Denn bis zu Harvey (17. Jahrhundert) glaubte man, die Arterien führten nur Luft, weil man sie bei Leichen leer fand.

Unter dem Zwergfellgewölbe liegen die niedrigen Regionen, die Retorten und Destillationsapparate des Magensackes. Die Därme sehen aus wie Wolken, und die Dünndärme gleichen darin dem Gehirn, dem großen nämlich, denn das Kleinhirn gleicht mehr dem Herzen mit seinen parallel gehenden Fasern.

Die Leber ist etwas formlos, aber tief in der Farbe und wirkt schön gegen das Seegrün, Aquamarin, Celadon der Gallenblase.

Das Pankreas ist eine Traube und die Milz ein Feuerschwamm. Die Nieren sind Bohnen oder Epicykloide und nähern sich der Kardioide.

Die Gebärmutter scheint eine selbständige Monade zu sein; ein Individuum mit Launen und bewußtem Willen zum Leben. Sie wird beherrscht vom Mond wie Ebbe und Flut. Was bei der Periode des Weibes geschieht, kann man für unbekannt halten. Noch 1892 wußten Aerzte in Berlin nicht, ob sich ein Ei löse oder nicht; und ein berühmter Mediziner, Professor der Frauenheilkunde, hatte nie ein menschliches

Ei gesehen, glaubte nicht, daß es eins gibt. Diese Zelle, die man Ei nennt, sei zu klein!

Nach neuesten Angaben befindet sich das Weib beständig in Periode. Denn wenn die eine Periode endet, beginnt die Vorbereitung zur nächsten.

Den körperlichen Verlauf kennt man etwas, aber der seelische ist schlecht beachtet. Doch die Charakterveränderung, die das Weib dann durchmacht, ist dämonisch; und alles seelische Böse scheint sich zu sammeln, um erst mit Schmerz aus dem Körper herauszugehen, ehe neues Leben einziehen will. Das Blut, das abgeht, ist violett wie die Milz, enthält Jod; wurde früher für giftig gehalten und sollte den Mann krank machen, wenn er sich näherte.

Die Gebärmutter ist beinahe frei, schwebend und wandernd, in ihren dunkeln Regionen. Sie gleicht dem Athanor der Alchemisten, in dem der Stein der Weisen, Gold, Lebenselixier, Homunkulus destilliert wurde. Sie gehorcht Gesetzen, die wir nicht kennen. Mit ihren Greifarmen soll sie ein Ei fassen und im rechten Augenblick in den Vorhof bringen, damit es den Würdigsten trifft. Aber sicher ist es auch nicht!

Der Uterus hat jedoch einen bewußten Willen; er wählt sowohl Person wie Zeit. Hat er gewählt und fühlt er sich von der rechten Liebe angezogen, so kommt er entgegen; aber nicht immer sogleich; er prüft, ob die Liebe die rechte ist, ob sie Geduld besitzt, Ueberwindungskraft. Ist die Liebe noch nicht erprobt, so wendet er sich fort, kann im Zorn den Rücken drehen, kann einen allzu hitzigen zurückschlagen und ihn warten lassen, bis er sich besonnen hat; denn die Liebe ist mild und soll es sein, beim Menschen nämlich. Sie will geben, aber nicht genommen werden; sie wünscht geliebkost, aber nicht gerissen und gebissen zu werden. Getreu und schön, in großen Linien, wie der Wellenschlag am Strande soll die Liebe kommen, nicht wie das Geplätscher im Froschteich.

Es scheint, daß der Uterus eine Psyche besitzt, denn Gemütserregungen des Weibes vernehmen sie; leiden und freuen sich mit ihr und werden nicht eher ruhig, als bis sie ihre Bestimmung erfüllt und in ihre Arme ein kleines Leben zum Lieben und Pflegen erhalten hat. Dann lebt sie erst, still, harmonisch, und gibt dem Weibe dieses liebliche Wesen, das durch die durchsichtige Haut des bleichen Gesichtes leuchtet; und verleiht der Ungeduldigsten die Resignation eines Engels.

Wird sie aber durch falsche Hoffnungen gefoppt, dann wird sie zornig und straft. Aber vom Zorn wird sie krank, oder macht sich krank aus Bosheit, denn das Böse des Weibes wirft sich auf den Uterus.

Wenn eine verheiratete Frau zu einem Arzt kommt und sich über Unterleibsleiden beklagt, so kann er, ohne Untersuchung, nur verordnen: Sie müssen ein Kind von Ihrem Mann haben!

Mit dem Liebhaber sollen es glücklicherweise keine Kinder werden, das weiß man in Frankreich und Italien; und darum ist die Rolle des Liebhabers kläglich und lächerlich, auch in dieser Hinsicht. Er ist die personifizierte Impotenz; abgesehen davon, daß er sehr oft Schmarotzer ist und Geld vom Mann leiht, manchmal auch von der Frau.

Das ganze Zeugungsproblem ist auf der materiellen Ebene nicht gelöst worden. Was das Weib dazu beisteuert, weiß man nicht; und was der Mann dazu gibt, weiß man auch nicht. Die größten Autoritäten haben einander widersprochen, das heißt, sind zu entgegengesetzten Ergebnissen über den Samen des Mannes gekommen. Buffon und Spallanzani fanden den auch in den Flüssigkeiten des Weibes, sogar in ihrem Blut. Spallanzani fand Spermatozoen im Mensenterialblut von Fröschen und Wassereidechsen, und der Frosch war doch ein Weibchen. Auch fand er sie im Blut eines säugenden Kalbes und in einem Widder.

Spallanzani ist ein großer und guter Name, und wenn andere nach ihm nicht dasselbe gefunden haben, so kann das daher kommen, daß sie schlecht oder überhaupt nicht gesucht haben. Das heißt am bequemsten: die Sache ist nicht bestätigt.

Genug: die Sache ist unklar, ist verborgen, und soll es vielleicht sein. Aber eins ist sicher, wenn Leben mit Seele geboren wird, so ist das Mysterium der Liebe ein psychischer Akt. Ich glaube jetzt, in Haß kann nichts geboren werden, denn Haß ist eine negative Größe und kann nicht multipliziert werden. „Aber bei dem bösen Weibe kann Liebe nicht existieren; da ist nur Haß und Brunst. Die Bösen dürfen sich nicht fortpflanzen; das ist die Hure, ob getraut oder nicht!“

Der Schädel mit dem Rückgrat gleicht einem Wesen für sich. Unten vom Kreuzbein Sacrum, das seinen Namen nicht vergebens trägt, nach oben gleicht die Garnitur einem Drachen. Das ist der Hochmut des Eigenwillens, des geraden Rückens, des aufrührerischen Gedankens Haus und Hof; dort oben unter dem Gewölbe sind die Welttore offen: Auge, Ohren, Nase, Mund. Durch die wird die Verbindung mit Erde und Untererde aufrecht erhalten. Mit dem darmgleichen Brei des Gehirns begreift der Mensch das Sinnliche, alles was gesehen, gehört, gerochen, geschmeckt werden kann. Erst mit dem Herzen kann er den Himmel erkennen und die Wahrheiten des Göttlichen empfinden.

Oeffnet man Hirnschale und Rückgrat, so sieht man: des Kleingehirns Keim mit dem ersten Stengelblatt (Arbor vitae), aus den beiden Kotyledonen des Großgehirns gewachsen. Die Wurzel geht hinunter ins Rückgrat und sendet Saugwurzeln hinunter in den Erdsack, hinunter in den Dung. Aber die Pfahlwurzel geht hinunter bis in die Urquelle des Lebens; und die Säfte des Lebens sind aus demselben Bräu wie Rückenmark und Gehirn; daran ist nichts zu ändern, auch wenn die Neuern es nicht bestätigen.

Die beiden größten Pforten des Schädels sind ja die Augenhöhlen. Diese bilden eine Lemniscate oder eine Cassinische Kurve. Beide zusammen werden von der Ellipse umschlossen, die eigentlich gleich zwei Cykloiden und zwei Parabeln ist oder zusammen ein Ei. Hinter diesem Oval liegt die Lemniscate, die eine Cassinische Kurve wird und das Zeichen der Unendlichkeit ∞ bildet. Hinter dieser bilden sich zwei Ovale um die Brennpunkte, die die Pupillen des Auges sind, durch welche aus den konkaven Brennspiegeln des Augengehäuses Licht geworfen wird, das brennt und wärmt.

Diese Kurven finden sich in der Polarisationserscheinung mit den Farbenringen wieder. Und Cassini stellte seine Kurve als Gegenkandidat gegen Keplers Ellipse für die Planetenbahnen auf. Das müßte man von neuem untersuchen, dann käme vielleicht eine neue fruchtbare Theorie zustande, die viele unerklärliche Störungen in dem großen planetarischen Ringtanz erklären könnte.

Raspail, der doch kein Swedenborger war, hat in der Anatomie des Menschen Korrespondenzen gesehen, ohne darum über die Funktionen der Organe Schlußfolgerungen ziehen zu wollen, die doch nahe bei der Hand liegen.

Ich will keine angeben und nicht einmal seine eigene Sprache benutzen, um nicht die Gefühle der Freisinnigen zu verletzen; ich will nur auf die Einleitung zu seiner „Histoire de la Santé et de la Maladie" hinweisen; besonders auf die Seiten XCIV—CIII; auf der letzten findet man seine „Homotypie des viscères des deux moitiés, inférieure et superieure de l'unité humaine."

Die Schönheit des menschlichen Körpers ist nicht von allen Künstlern gesehen worden. Rafael, der den größten Namen besitzt, hat ein subjektiv häßliches Frauenideal. Seine Eva zum Beispiel besteht nur aus Fehlern. Sie ist zu elementar, denn ihre Linien bewegen sich in Kreisen (die Brüste), Ellipsen (die Hüften); der Schulter Deltoid ist beinahe ein Kreis. Der Leib ist zu lang, männlich; dem Bauch fehlen die schönen Schilder; der Venusberg ist zu groß für diese Brüste; der Unterarm schwillt zu schnell an und nimmt zu plötzlich ab; die Beine und ihre Stellung sind unweiblich und erinnern an Hogarths Schlangenlinie; der Fuß ist zu fett; der Hals zu kurz.

Das sind alles nur Fehler, und es ist möglich, daß der Göttliche im Original nicht die Schönheit in ihrer großen keuschen Reinheit gesehen hat, sondern in anderen Eigenschaften, die nicht der Welt des Schönen angehören.

Rafael hat den Menschenkörper nicht in seiner Hand; das hatte dagegen Michelangelo, als Maler nämlich, nicht als Bildhauer (denn David ist häßlich und falsch). Die Figuren der Sixtinischen Kapelle sind wahr, und auch die Uebertreibungen und Verkürzungen sind richtig. Er muß stereoskopisch gesehen haben, perspektivisch, und besaß eine innere Skala, nach der er die Kontur seiner kleinen Modelle „transponierte". Und man genießt nur die Linien, in seinen Sibyllen und Propheten.

Thorwaldsens Frauen sind auch subjektiv. Die Grazien sind schrecklich, da ihnen die Anmut fehlt. Besonders die Rücken sind abscheulich, da das, was das Schönste sein kann, das Häßlichste geworden ist.

Die Entwicklung von Frankreichs Afrikanischem Kaiserreiche.

Von

von Pelet-Narbonne, Generalleutnant z. D.

Vor Faschoda hatte Frankreich starke politische und handelspolitische Aspirationen auf das Niltal und Aegypten, wo es schon alte Rechte besaß und die englische Besatzung des Landes nur als eine vorübergehende gebilligt hatte. Die nach jenem Ereignis den Franzosen unter das Kinn gehaltene englische Faust bewirkte einen schleunigen Rückzug Frankreichs auf der ganzen Linie, da es erkannt hatte, daß England für die Wahrung seines ausschließlichen, seine Weltstellung berührenden Einflusses in Aegypten einen Krieg nicht scheuen würde.

Der Traum eines großen Afrikanischen Reiches brauchte deshalb nicht aufgegeben zu werden. Zu dem Zweck galt es zunächst, durch Bahnbau eine Verbindung zu schaffen zwischen Frankreichs Besitzungen am Mittelmeer und seinem großen zentralafrikanischen Besitz. Damit mußte eine Besetzung der Oasen im Hinterlande von Algier und Tunis und eine Unterwerfung der Wüstenstämme verbunden sein.

Eine solche Bahnverbindung wird in Frankreich schon seit dem Jahre 1879 diskutiert, wo der Ingenieur Dupouchel darüber ein Werk erscheinen ließ. Die Entfernung von der Südgrenze Algiers bis zum Tschadsee wird auf 2000 km angenommen, die Kosten des Bahnbaues sind auf 250 Millionen Franken berechnet. Die Schwierigkeiten erachtet man durchaus nicht als unüberwindlich, ja als weniger bedeutend, als die der russischen, transkaspischen, der sibirischen und der australischen Wüstenbahn. Als Ausgangspunkt wurde Biskra gewählt, das mit der Küste durch die Bahnen nach Biserta und über Constantine verbunden ist. Es wurden verschiedene Erkundungen der Route vorgenommen, die einer Reihe von Oasen folgen sollte. Die Expeditionen hatten aber schwer unter dem Widerstande der räuberischen Tuareg zu leiden, die am 16. Februar 1881 eine solche unter Oberst Flatters bei El Garama, etwa halbwegs zwischen der Küste und dem Tschadsee, fast völlig aufrieben. Glücklicher war eine im April 1904 entsendete Expedition, die eine Route erkundete, die in Zinder halbwegs zwischen dem Tschadsee und dem Niger endet, einem Lande von ungewöhnlicher Fruchtbarkeit, dessen Hauptort inzwischen eine Besatzung von 1 Bataillon Senegalischer Schützen erhalten hat. Von hier soll eine Zweigbahn den Tschadsee und damit den wasserreichen Chari erreichen, so die Verbindung mit der Kongokolonie herstellend, während westwärts eine Verbindung mit der Dahomeybahn zu schaffen wäre. Es liegt auf der Hand, daß die Interessen unserer Kolonie Kamerun, die bekanntlich an den Tschadsee reicht, durch jenes Projekt gefördert oder geschädigt werden könnten, je nachdem wir eine Anschlußbahn bauen oder nicht, die allerdings im letzten Teil durch Englisch-Nigerien führen würde.

Noch eine andere Linie nach dem Tschadsee wurde erkundet, die direkt von dem wichtigen Hafen von Biserta durch Tunis und eine Oasenreihe nach dem Süden führt. Wenn indessen diese Oasen nach dem auf Faschoda folgenden Englisch-Französischen Abkommen vom 21. März 1899 auch noch im französischen Einflußgebiet liegen, so gehören sie doch zum Hinterlande von Tripolis und haben seit einigen Jahren türkische Besatzungen erhalten. Außerdem befindet sich die zu durchquerende Landschaft Tibesti in der Gewalt der fanatischen muselmanischen Sekte der Senoussi, die den Franzosen feindlich gesinnt ist, und deren Räubereien seinerzeit den Vorwand zur Besetzung von Tunis geboten haben. — So scheint es, daß man der westlichen Linie Biskra—Zinder den Vorzug geben wird.

Ein anderes Projekt zur Durchquerung der Sahara ist weiter gediehen. Hierbei wird die von Oran durch Algier an der marokkanischen Grenze entlang nach Süden bis Igli, im Bau befindliche, bis Colomb—Béchar fertiggestellte 750 Kilometer lange Bahn benutzt, die, die Wüste Igidi im Bogen östlich umgehend, Timbutku, das Handelsemporium am Niger erreichen soll, dessen Bedeutung allerdings in den letzten Jahrzehnten gesunken ist. Die Wichtigkeit dieser Bahn liegt, besonders was die Weiterführung durch die Sahara betrifft, mehr auf strategischem als auf handelspolitischem Gebiet, und dient der Umklammerung Marokkos von Südosten. Mehr als ein Drittel der Entfernung nach Timbuktu ist bereits im Betrieb. Die Weiterführung würde die vor wenigen Jahren von Frankreich im Hinterlande von Algier besetzten Oasen von Gurura, Tuat und Tidikelt, durch deren Angliederung die Grenze um 400 Kilometer nach Süden vorgeschoben wurde, mit Oran verbinden. Die Grenze zwischen Algier und Marokko ist nur in ihrem nördlichen Teil sicher bestimmt, in der Sahara ist sie ganz unsicher. Dies hat es Frankreich ermöglicht, die Grenze an der Südostecke Marokkos immer unter dem Vorwande, unruhige Stämme zu strafen, in den letzten zehn Jahren um 80 km in Gegenden vorzuschieben, die bisher immer als zu Marokko gehörig erachtet wurden, und damit auch einen großen Teil der Oase Figig zu annektieren, deren Hauptort zunächst noch bei Marokko blieb.*) Auch diesen Landstrich, der in 350 Ortschaften etwa eine Viertelmillion Einwohner zählt, wird die Bahn bald erschließen, die bisher schon einen erheblichen Teil des marokkanischen Handels, der früher nach der Küste des Atlantischen Ozeans ging, auf Oran ableitet.

Während der kriegerischen Unruhen im verflossenen Jahre ist Frankreich bestrebt gewesen, bei der Verfolgung der geschlagenen Marokkaner immer weiter in Marokko einzudringen, wobei man bedacht war, die gewonnenen Landstriche sich dauernd zu sichern. Dies Eindringen erfolgte von Südosten aus, wo 1905 zum ersten Male das Tal der Susfana überschritten wurde, das bisher entlang der marokkanischen

*) Selbst die zwischen 400 und 600 km von den jetzt durch Frankreich besetzten Gebieten gelegenen Oasen von Gurura, Tuat und Tidikelt finden sich im Andréschen Atlas von 1881 noch als zu Marokko gehörig verzeichnet.

HAUS UNGER IN NIKOLASSEE — BRUNO SCHMITZ
/ Nach einer Zeichnung des Besitzers

HAUS IN ZEHLENDORF MARTIN SCHREIBER

Grenze als Kommunikationsweg für französische Transporte gedient hatte. Es wurde jenseits der befestigte Posten Talzaza zum Schutze der Bahn geschaffen. Seit Februar 1908 erfolgte hier ein neues Vordringen gegen das Bergland von Tafilet, wo 10 km weiter Menaba besetzt wurde, nachdem die französischen Truppen daselbst durch nächtlichen Ueberfall beträchtliche Verluste erlitten hatten. Das Vordringen geschah dann weiter nach jenem Berglande, das schon zu den Hängen des Anti-Atlas rechnet, sowie in nordöstlicher Richtung nach dem oberen Ghir zu, einem vom Großen Atlas kommenden, später versiegenden Strome. Expeditionen erreichten dies Hochgebirge, das dann durch Major Canton erforscht wurde. Das Bestreben der Franzosen geht augenscheinlich darauf hin, sich zunächst hier eine natürliche Grenze zu schaffen, die rund 200 km westlich der bisherigen längs der Susfana läuft. —

Nach der Ermordung von 9 Europäern am 31. Juli 1907 in Casablanca wurde bekanntlich dieser Ort und das Schaujagebiet besetzt, und von Oran aus nach der Ermordung eines französischen Arztes am 19. März 1907 das der nördlichen Grenze nahegelegene Udja. Als im September desselben Jahres der Stamm der Beni-Snassen im Riff unruhig wurde, arrondierte man sich nach deren Züchtigung, und General Lyauté organisierte das „amalat" von Udja, vier Kreise schaffend. Hier geht das Bestreben der Franzosen wohl dahin, die Grenze bis an die Muluga, den größten Fluß Marokkos, der das Mittelmeer erreicht, vorzuschieben.

So sehen wir, daß Frankreich, das seit Jahrzehnten schon begonnen hat, sich zu Marokko gerechnete Gebietsteile an dessen Südostgrenze anzueignen, nicht nur hier weiter übergreift, sondern auch von Oran und von der Küste aus in das Land eindringt. An eine volle Räumung der neuerdings besetzten Gebiete ist nicht zu denken. Andeutungen in französischen Blättern lassen vielmehr darauf schließen, daß man, wie gesagt, im Osten eine sogenannte Grenzberichtigung wünscht, durch die das französische Gebiet bis an die Muluga vorgeschoben würde. Die innere politische Zerrissenheit des Landes begünstigt solche Pläne.

Bemerkenswert ist es, mit wie wenig Kräften Frankreich in normalen Zeiten die riesigen Landstrecken im Süden von Algier und gegen die marokkanische Grenze unter seiner Botmäßigkeit hält. Es geschieht dies durch drei saharische Kompagnien, deren Mannschaft geworbene Eingeborene bilden mit Stämmen französischer Offiziere und Unteroffiziere. Von Ost nach West sind dies die Kompagnien du Tidikelt, du Touat und de la Saoura, diese so genannt nach einem Kannon, das sich von der marokkanischen Grenze weit nach Süden in die Sahara zieht, und für den Bahnbau in Aussicht genommen ist! Sie sicherte die südlichsten Stationen der Bahn von Oran. Die Kompagnien zählen zusammen rund 2250 Köpfe, davon etwa die Hälfte Meharas (Kamelreiter).

Die Sahara trennt die französischen Besitzungen am Mittelmeer von denen in Westafrika und am Kongo. Die Grenzen von Französisch-Kongo sind festgelegt und kaum einer Ausdehnung fähig. Anders

in Westafrika, wo in den letzten Jahren ein fortgesetztes Vorschieben der französischen Grenze nach Osten und Norden bemerklich wurde und die Zeitungen häufig von Kämpfen der Senegalschützen mit Eingeborenen zu berichten hatten.

Seit dem Jahre 1902 besteht ein Generalgouvernement von Französisch-Westafrika mit je einem Untergouverneur für Senegal, Französisch-Guinea, die Elfenbeinküste und Dahomey. Das Generalgouvernement, früher in St. Louis, wurde nach Dakar verlegt. Die „groupe de la défense de Dakar" zählt 1 Bataillon der Kolonial-Infanterie und 1 Regiment Senegalschützen — Eingeborene. — Haut Sénégal-Niger hat eine Besatzung von 2 Regimentern Senegalschützen, Timbuktu und Zinder je 1 Bataillon. Im ganzen unterstehen dem Generalgouvernement 47 Kompagnien, davon 3 berittene, 1 Eskadron Spahis und 1 Sektion Genie. Bemerkenswert ist, daß es im Jahre 1906 dem Obersten Laperinne gelungen ist, von Timbuktu aus eine gesicherte Verbindung über Taudeni — 500 km nördlich — mit Algier herzustellen.

Auf dem Wege der Vereinigung der großen Gebiete ist neuerdings ein besonderer Erfolg zu verzeichnen, zu dem das Vordringen französischer Truppen nördlich des Senegal durch das Taganet (Tagant) in die Landschaft Adrar geführt hat, wo Oberst Gourant in dem politischen Zentrum zu Atar — halbwegs vom Senegal und dem Touat — die französische Flagge gehißt hat. Vor knapp zehn Jahren hatten die Franzosen nur Kaedie, am rechten Ufer des Senegal, besetzt; jetzt ist es ihnen nach wiederholten Kämpfen gelungen, ihre Herrschaft 600 km weiter nordwärts herzustellen.

Adrar ist ein im Hinterlande der spanischen Kolonie Rio-de-Oro gelegenes, von Berbern bewohntes, zum Teil sehr fruchtbares Bergland, mit dessen Scheich Frankreich 1892 einen Schutzvertrag abschloß, an dessen Stelle nun die Einverleibung tritt.

Oberst Septans erwähnt in der France militaire vom 19. Februar dieses Ereignis, das er neben dem deutsch-französischen Abkommen vom 9. Februar als außerordentlich bedeutsam für den Ausbau des französischen Kaiserreichs in Afrika bezeichnet. Es liegt ja auch auf der Hand, daß jenes Abkommen Marokko politisch Frankreich preisgibt, denn die ausbedungene Selbständigkeit und Unverletzlichkeit des Sultanats ist zu einer Floskel geworden, nachdem nicht gleichzeitig an Frankreich die Bedingung gestellt wurde, in einem bestimmten Zeitraum seine Truppen aus den neuerdings besetzten Landesteilen zurückzuziehen, ja, da dies nicht geschehen ist, ist man sogar berechtigt, von einer Anerkennung jener Besetzung zu sprechen. Die „Tunisierung" Marokkos, die zu verhindern ursprünglich das Ziel unserer Politik war, wird nun unzweifelhaft etappenweise vor sich gehen, und damit wird die Konsolidierung jenes riesigen Kolonialreiches erfolgen, durch dessen Ausnutzung, auch bezüglich des Menschenmaterials zum Heeresersatz, Frankreich sehr wohl dereinst einen bedeutenden Machtzuwachs erringen kann.

Nun hat jenes Abkommen allerdings die schon in Algeciras getroffene Uebereinkunft, betreffend volle Freiheit des deutschen Handels, von neuem bestätigt. Was will das aber heißen bei einem Anteil Deutschlands am Außenhandel Marokkos von 10,8 Mill. Frank 1908, gegenüber einer Gesamtzahl von 94,9 Millionen Frank, und einer Steigerung von nur 800 000 Frank für Deutschland gegen 1907, während Frankreich und England an dem Handel mit zusammen 73 Millionen Frank und einer Steigerung von 25 Millionen beteiligt sind.

Im übrigen gewinnt dieser Erfolg auf finanziellem Gebiet, wenn man einen solchen überhaupt erkennen will, eine eigenartige Beleuchtung durch die besonders ungünstige differentielle Behandlung, die Deutschland durch die neue französische Zollgesetzgebung zuteil werden soll.

Wahrlich Oberst Septans bejubelt mit vollem Recht das Abkommen vom 9. Februar als einen bedeutsamen Erfolg Frankreichs in seinen afrikanischen Zielen. Auch das einst so bitter empfundene Abkommen mit England nach Faschoda ist schließlich zum Guten ausgelaufen, da es durch Beseitigung der Rivalität mit diesem Lande in Aegypten, den ersten Schritt bildete zum englisch-französischen Marokkoabkommen, und die Veranlassung war, daß Frankreich, von unerreichbaren Zielen im Niltale absehend, seine kolonisatorische Arbeit auf den westlichen Teil des nördlichen Afrika beschränkt und dort einem großen Erfolge entgegengeführt hat.

Die schlaflosen Nächte.

Von

Felix Braun.

1.

Ich will mein Herz belauschen,
die Nacht ist viel zu lang.
Ich höre den Schmerz drin rauschen . . .
Wie ein Wald, in den Wind eindrang!

Ueber die Augen die Hände!
Tränen, ich laß euch nicht ziehn.
Denn wißt nur: der Wald hat kein Ende —
es wagt sich keiner durch ihn!

2.

Nun darf ich ihr Worte schicken,
sorglos mit sicherm Geleit.
Ich erröte nicht unter den Blicken
des Zimmers und der Dunkelheit.

Meine Worte kommen so zögernd gegangen
mit Flügeln, die atmend gefaltet sind
wie bei Schmetterlingen, die saugend hangen
an Blumen, leise geschaukelt vom Wind . . .

3.

Laß, Schlaf, an das Herz mich dir sinken:
Traum ist so schönes Land!
Ferne Gewässer blinken,
Wiesen sind ausgespannt . . .

— Das Zimmer, das ist ja ein schwebender Garten . . .
Mein Herz ist drin ein Rosenbeet . . .
Im hohen Gras will ich liegen und warten,
ob sie nicht wieder vorübergeht . . .

— — — Warten . . . o warten! . . .
Abendwind weht . . .
Dunkle Stunde . . ., ist es schon spät?

Die Ehe.

Komödie von Bernard Shaw.

Deutsch von Siegfried Trebitsch.

(Fortsetzung.)

Der General (zu Hotchkiß): Warum haben Sie dann nicht Ihre Pflicht als Soldat in Smutsfontain getan?

Hotchkiß: Ich hab' meine Pflicht getan — meine höhere Pflicht. Wenn ich diesen Angriff ausgeführt hätte, würde der Plan des kommandierenden Offiziers erfolgreich gewesen sein und er wäre befördert worden. Nun bin ich aber zufällig der Ansicht, daß die britische Armee von Gentlemen befehligt werden muß und nur von Gentlemen. Dieser Mann war kein Gentlemen. Ich opferte meine militärische Karriere — ich bot der Schande und der gesellschaftlichen Verfemung Trotz — nur um diesem Menschen seine Chancen zu verderben.

Der General (hoch entrüstet): Ihr Vorgesetzter, Herr, war mein Freund Major Billiter.

Hotchkiß: Ganz richtig. Was für ein Name!

Der General: Darf ich fragen, mein Herr, worauf gestützt Sie zu behaupten wagen, daß Major Billiter kein Gentlemen sei?

Hotchkiß: Gestützt auf ein untrügliches Zeichen: eine jener

Kleinigkeiten, die einen Mann stempeln. Er ißt Reispudding mit dem Löffel.

Der General (sehr böse): Der Teufel soll Sie holen, ich esse Reispudding auch mit dem Löffel. Nun!

Hotchkiß: Oh, ich tue das selbst auch öfters. Aber es gibt eine gewisse Art, wie man dergleichen tut. Billiters Art war nicht mißzuverstehen.

Der General: So, nun will ich Ihnen mal etwas sagen. Als ich glaubte, Sie wären nur ein Feigling, bemitleidete ich Sie und würde alles getan haben, Ihnen zur Wiedererlangung Ihrer gesellschaftlichen Stellung zu verhelfen.

Hotchkiß, (ihn unterbrechend): Ich danke Ihnen; ich habe sie nicht verloren. Meine Beweggründe wurden vollauf gewürdigt. Ich bin zum Ehrenmitglied zweier der elegantesten Londoner Klubs ernannt worden, als die Wahrheit an den Tag kam.

Der General: Diese Klubs bestehen aus Snobs, mein Herr, und Sie selbst sind ein ganz abscheulicher Snob.

Der Bischof (belustigt, aber als Wirt remonstrierend): Mein lieber Boxer!

Hotchkiß (entzückt): Wie nett von Ihnen, das zu sagen, General! Sie haben ganz recht: ich bin ein Snob. Warum nicht? Die ganze Stärke Englands liegt in der Tatsache, daß die enorme Majorität der englischen Bevölkerung aus Snobs besteht. Sie beleidigen die Armut. Sie verachten die Pöbelhaftigkeit. Sie lieben den Adel. Sie bewundern die Exklusivität. Sie wollen keinem Mann gehorchen, der von der Pike auf gedient hat. Sie trauen niemals einem aus ihrer eigenen Klasse. Ich stimme mit ihnen überein. Ich teile ihre Instinkte. In meinen nicht graduierten Tagen war ich Replubikaner, Sozialist. Ich bemühte mich sehr für einen Mann aus dem Volke zu empfinden wie für einen Herzog. Ich konnte es nicht. So wenig wie Sie es können. Nun, warum sollten wir uns dieser Neigung für alles, was über uns steht, schämen? Warum sage ich nicht, daß ein Ehrenmann die edelste Arbeit Gottes sei? Weil ich das nicht glaube. Wenn er kein Gentlemen ist, frage ich nicht danach, ob er ein Ehrenmann ist oder nicht; ich würde seinem Sohne meine Tochter nicht zur Frau geben. Und das ist der Beweis. Das ist der Beweis. Sie fühlen wie ich. Sie sind tatsächlich ein Snob: ich bin ein Snob, nicht nur tatsächlich, sondern grundsätzlich. Ich werde in die Geschichte eingehen, nicht als der erste Snob, aber als der erste, der sich offen als Champion des englischen Snobismus bekannt, und als der erste Märtyrer in der Armee. Die Marine rühmt sich zweier solcher Märtyrer: der Kapitäne Kirby und Ade. Sie wurden erschossen, weil sie sich weigerten, unter Admiral Benbow, einem beförderten Schiffsjungen, zu kämpfen. Ich habe sie immer um ihren Ruhm beneidet.

Der General: Als britischer General, mein Herr, muß ich Ihnen mitteilen, daß ich einen Offizier mit eigener Hand erschösse,

der unter meinem Kommando wagen würde, die heilige Gleichheit unseres Standes zu vergewaltigen, dadurch, daß er auch nur ein Jota seiner Pflicht oder seiner Verantwortlichkeit auf die Schultern des niedrigsten Tambourjungen wälzte.

Hotchkiß: Das ist kein Gefühl Ihrer Gleichheit, General, sondern Ihrer Ueberlegenheit. Fragen Sie den Bischof. (Er setzt sich auf die Tischkante.)

Der Bischof: Ich kann Ihnen nicht helfen, Sinjon. Mein Gewerbe zwingt mich auch, dem Snobismus den Rücken zu kehren. Sehen Sie, was für ein entsetzlich demokratisches Geschäft ich habe: jedes Kind, das mir gebracht wird, rangiere ich ohne Unterschied der Klasse in einen so hohen und hehren Rang ein, daß damit verglichen alle Grade des Gothaischen Kalenders den Medaillen gleichen, die man Kindern in Kinderschulen gibt. Ich darf da nicht den geringsten Klassenunterschied machen. Sie sind alle Soldaten und Diener, nicht Offiziere und Herren.

Hotchkiß: Ah, Sie sprechen von der Taufformel. Aber das ist ja gar nichts Wirkliches. Wenn ich mich so ausdrücken darf, glaube ich, daß ihr beide einen viel größeren inneren Frieden besäßet, wenn ihr eure wirklichen Ueberzeugungen aussprechen und eingestehen würdet. Bei sich glauben Sie doch nicht wirklich, ein Bischof sei einem Pfarrer, oder ein Infanterieleutnant einem General gleichgestellt.

Der Bischof: Natürlich glaube ich das. Ich bin ja selbst Pfarrer gewesen.

Der General: Und ich Infanterieleutnant!

Reginald: Und ich nichts. Aber wir gehören uns alle selbst und sind alle gleichwertig, einer ist soviel wert wie der andere, nicht? Und wenn ihr damit fertig seid, über euch selbst zu sprechen, werden wir vielleicht zu der Sache kommen, wegen der Sinjon hierher kam.

Hotchkiß (hastig vom Tisch herabkommend): Oh! das ist wahr, mein Lieber. Ich bitte tausendmal um Verzeihung. Es ist wegen der Hochzeit.

Der General: Was ist es mit der Hochzeit?

Hotchkiß: Na, wir kriegen unseren Mann nicht zum Starten. Cecil hat sich in seinem Zimmer eingeschlossen und will niemand sehen und sprechen. Ich ging an seine Tür und klopfte an. Ich sagte ihm, daß ich durchs Schlüsselloch gucken würde, wenn er mir keine Antwort gäbe. Ich guckte durchs Schlüsselloch. Er saß auf seinem Bett und las ein Buch. (Reginald erhebt sich bestürzt. Der General fährt zurück.) Ich sagte ihm, er solle kein Esel sein und so weiter. Er sagte, daß er sich nicht von der Stelle rühren werde, bevor er das Buch beendet habe. Ich fragte ihn, ob er nicht wüßte, wie spät es sei und daß er die ziemlich wichtige Verabredung getroffen habe, Edith zu heiraten. Er sagte, je eher ich aufhören würde, ihn zu unterbrechen, desto schneller würde er fertig werden. Dann stopfte er sich die Finger

in die Ohren, stützte sich auf die Ellbogen und begrub sich in seinem verdammten Buch. Ich konnte kein Wort weiter aus ihm herausbekommen und dachte, ich käme am besten runter und benachrichtigte Sie.

Reginald: Das kommt mir tatsächlich wie ein Scherz vor. Das haben sie untereinander abgekartet.

Der Bischof: Nein. Edith hat keinen Sinn für Humor. Und ich habe noch nie einen Menschen gesehen, der an seinem Hochzeitsmorgen zum Scherzen aufgelegt gewesen wäre.

Collins erscheint im Turm, den Bräutigam hereinlassend. Es ist ein junger Mann, der im Ernst gut aussieht und infolge eines empfindlichen Gewissens etwas abgehärmt ist. Eben jetzt ist er durch unlösbare Probleme, wie er sich benehmen soll, bedrückt.

Collins (ankündigend): Herr Cecil Sykes. (Er zieht sich zurück.)

Hotchkiß: Hören Sie, Cecil: Das sind Fehler über Fehler. Sie haben hier nichts zu tun bis nach der Hochzeit. Verdammt, Mensch! Sie sind der Bräutigam.

Sykes (kommt zum Bischof und spricht ihn mit trotziger Verzweiflung an) Ich bin gekommen, um Ihnen folgendes zu sagen. Als ich bei Ihnen um Edith anhielt, war ich in völliger Unwissenheit darüber, auf was ich mich in gesetzlicher Beziehung einließ. Da ich mein Wort gegeben habe, will ich es halten. Ich bin in Ihrer Gewalt: verheiratet mich, wenn ihr darauf besteht. Aber nehmt zur Kenntnis, daß ich protestiere. (Er setzt sich verstört in den Gitterstuhl.)

Der General: } beide in höchster Wut: Was zum Teufel soll das heißen? Was zum —

Reginald: } Der Teufel hole Ihre Frechheit, was glauben Sie denn eigentlich!

Hotchkiß: Ruhig, Rejjy. Ruhig, Alter. Sachte, sachte, sachte. (Reginald setzt sich in seinen Stuhl, Hotkiß sitzt zu seiner Rechten, ihn besänftigend.)

Bischof: Nein, bitte, Rejjy. Beherrsche dich, Boxer, ich bitte dich.

Der General: Ich kann mich nicht länger beherrschen; wahrhaftig nicht! Seit einer halben Stunde beherrsche ich mich in einer Weise, daß ich fürchte, ich platze. (Er setzt sich wütend an das Ende des Tisches, das dem Arbeitszimmer zunächst liegt.)

Sykes (auf den blasenwerfenden Reginald und den kochenden General zeigend): Ja, Eminenz, das ist es. Edith ist die Nichte ihrer Onkel. Sie hat auch nicht mehr Selbstbeherrschung als diese. Und sie ist die Tochter eines Bischofs. Das heißt, daß sie in allerlei Arten sozialer Arbeit verstrickt ist: Sie organisiert Kommis, ausgebeutete Arbeitsmädchen und dergleichen. Wenn ihr Blut kocht, und es kocht wenigstens einmal in der Woche, so kommt's ihr nicht darauf an, was sie sagt.

Reginald: Ja das wußten Sie aber doch schon, als Sie um sie anhielten.

Sykes: Ja: aber ich wußte nicht, daß ich gesetzlich für alles was sie tut verantwortlich sei, wenn ich mit ihr verheiratet bin, obgleich ihr Vermögen in jeder Weise gegen mich wie gegen den niedrigsten Dieb oder Schmarotzer geschützt ist. Heute früh hat mir jemand Belfort Baxs Essay über das Unrecht der Menschen geschickt; und der hat mir die Augen gründlich geöffnet. Eminenz: ich denke nicht an mich: um Ediths willen würd' ich es mit allem aufnehmen. Aber meine Mutter und meine Schwestern sind vollkommen abhängig von meinem Vermögen. Ich ließe mir lieber den rechten Arm um einen Zoll als das Einkommen meiner Mutter um hundert Pfund im Jahre kürzen. Ich verdanke ihrer Sorge für mich alles.

Edith kommt durch den Turm herein, im Kimono und Unterrock, rasch und bestimmt, das Pamphlet in der Hand, mehr von einem Bischof als ihr Vater, ist aber ebenso sehr Dame wie ihre Mutter. Sie ist das typische verzogene Kind eines klerikalen Haushaltes, beinahe ein ebenso schreckliches Produkt wie das typische verzogene Kind eines Zigeunerhaushaltes: all ihr kindisches Getue, Gewissensskrupel und religiösen Triebe haben so viel Beifall und Beachtung gefunden, daß sie ein ethischer Snob von reinstem Wasser geworden ist. Ihres Vaters Sinn für Humor und ihrer Mutter sanftes Gleichgewicht haben etwas dazu beigetragen, ihre Menschlichkeit zu retten; aber ihr ungestümes Temperament und ihr fester Wille, ungemildert durch einen Schimmer von Humor oder Skeptizismus, setzen alles durch. Befehlshaberisch und anmaßend, beherrscht sie sofort die Gesellschaft.

Edith (sich hinter Cecils Stuhl stellend): Cecil: ich hörte deine Stimme. Ich muß dich in einer sehr wichtigen Angelegenheit sprechen. Geh fort, Papa. Geht alle fort.

Der Bischof (zur Tür des Arbeitszimmers hinübergehend): Ich glaube es kann kein Zweifel darüber herrschen: Edith wünscht, daß wir uns zurückziehen. Kommt. (Er steht auf der Schwelle, wartend, daß sie ihm folgen.)

Sykes: Das ist es gerade. Diese Freimütigkeit macht meine Stellung so schwer, so sehr ich sie auch deswegen bewundere.

Edith: Willst du mir schmeicheln und unaufrichtig sein?

Sykes: Nein, das gerade nicht.

Edith: Will mir sonst jemand schmeicheln und unaufrichtig sein?

Hotchkiß: Na, da Sie mich fragen: ich will es. Schmeicheleien kommen in erster Linie für einen erträglichen geselligen Verkehr in Betracht.

Der General (bestimmt): Mir sagst du hoffentlich immer die Wahrheit, Liebste, unter allen Umständen.

Edith (gefällig an den Kamin kommend): In der Beziehung kannst du dich auf mich verlassen, Onkel Boxer.

HERMANN MUTHESIUS / SPEISEZIMMER IM LANDHAUS DES KÜNSTLERS

Hotchkiß: Sind Sie sicher, daß Sie eine richtige Vorstellung davon haben, was die Wahrheit über einen Militär ist?

Reginald (aggressiv): Was ist denn die Wahrheit über Sie, möcht' ich wissen.

Hotchkiß: Oh, das darf in seiner Totalität gar nicht publik gemacht werden. Wenn Fräulein Bridgenorth anfängt, das zu erzählen, verlasse ich das Zimmer.

Reginald: (Sich erhebend): Das überrascht mich gar nicht. Was hat das aber mit unserm Geschäft heute und hier zu tun? Wollen Sie sich verheiraten oder Edith?

Hotchkiß: Bedaure. Ich interessiere mich so sehr für mich selbst, daß ich mich in der abscheulichsten Weise bei jeder Diskussion in die vorderste Reihe stelle.

Reginald (geht mit einem Ausruf des Mißfallens durch die Küche, nach der Tür des Arbeitszimmers.) Aber mein lieber Rejjy, sind Sie ganz sicher daß Fräulein Bridgenorth sich wirklich verheiratet? Verheiraten Sie sich, Fräulein Bridgenorth?

Bevor Edith antworten kann, kommt ihre Mutter mit Leo und Lesbia zurück

Leo: Da ist sie, natürlich. Ich sagte Ihnen ja, daß ich sie herunterkommen hörte. (Sie kommt an das Ende des Tisches in die Nähe des Kamins.)

Frau Bridgenorth (kommt in die Mitte der Küche wie vom Schlage getroffen): Und Cecil!!

Lesbia: Und Sinjon!

Der Bischof: Edith wünscht mit Cecil allein zu sprechen. (Frau Bridgenorth kommt zu ihm. Lesbia geht in den Garten, wie vorher.) Gehen wir in mein Arbeitszimmer.

Leo: Aber sie muß sich nun doch ankleiden. Es ist ja schon so spät!

Frau Bridgenorth: Komm, liebe Leo. (Leo folgt ihr widerstrebend. Sie wollen mit dem Bischof in das Arbeitszimmer gehen.)

(Fortsetzung folgt.)

Rundschau.

Finanzpolitisches.

Von Pluto.

Die Politik, das Geld und das Gesetz, jede dieser Säulen an sich mächtig genug, tragen heute mit vereinten Kräften fast das gesamte Kursniveau! Es ist unser so unverhofftes Einvernehmen mit Frankreich, das zahlreiche der Börse sonst durchaus fernstehende Kreise von Grund auf beruhigt hat. In dieser Beziehung beschlich uns eine Unruhe seit 1904, um im März des folgenden Jahres infolge einer Kaiserrede in Karlsruhe noch an Schärfe zuzunehmen. Alles das liegt erst jetzt wirklich hinter uns und ob zwar keiner unserer Tagesberichte an diese psychologische Ursache der allgemeinen Kauflust denkt, so ruht doch in dem nunmehr befriedigten politischen Gefühl die wahre Nachhaltigkeit der ganzen Haussebewegung. Sodann folgt unsere Abundanz, so groß, daß sich der Reichsbankpräsident bereits vor ihr zu fürchten scheint und daher lieber seinen Diskontsatz unverändert läßt. In Wochen aber und vielleicht Monaten, wo die Banken ihre ältesten Bestände losschlagen können, werden die Direktoren natürlich das Aeußerste daran setzen, um das liebe Publikum in billigem Geld schwimmen zu lassen. Dennoch ist wohl gerade diese Frage nicht anders als unsicher zu behandeln, da nur zu oft Knappheit und Ueberfluß miteinander sehr rasch abgewechselt haben. In dem Augenblicke, wo die Industrie wieder mit ihrer Erholung in Rechnung kommt, was auch einmal ohne lange Vorbereitung erfolgen kann, müssen eben die enormen Kredite gewährt werden, oder unser Bankwesen hätte seine augenblicklich vornehmste Aufgabe vergessen. Was bedeuten dagegen die neuesten Kapitalsvermehrungen? Sie sind fast immer vorgegessenes Brot, da die Großinstitute sich mit den frischen Aktien, oder Obligationen für ihre alten Vorschüsse bezahlt machen. Von ähnlicher Unschädlichkeit für den Geldmarkt halten ja auch viele unsere deutschen Emissionen, wenngleich dies erst abgewartet werden muß. Keinesfalls wird alles das, was jetzt an der Börse gekauft wird, auch nur entfernt in Barzahlung geleistet. Denn es ist lange her, seitdem so viele verschiedene Papiere, auch sonst ganz ungefragt wieder tagtäglich und sogar ohne besondere Empfehlung aus dem Markt genommen werden. Bei Erscheinungen so großartigen Appetites muß doch zum mindesten die Hälfte der Speisekarte auf Borg heruntergegessen werden. Es ist hier kürzlich betont worden, wie die letztverflossene Krise außerordentlicher Weise keine Trümmer hinterlassen habe. Das Verdienst darum haben die Konsortien und Banken, welche diesmal, entgegen ihrer früheren Methode, die Beteiligten, sowie die Kunden nicht mehr aus ihren Engagements herausdrängten, um dann selbst zu den gesunkenen Kursen einzutreten. Diese reiche Gewinnquelle scheint vorerst unbenutzt bleiben zu sollen. Vielmehr hatten sich die Großen bemüht, die Positionen ihrer Klientele durchzuhalten, wodurch auch die Kurse damals ziemlich unerschüttert bleiben konnten. Das nun sind dieselben Hände, von deren wohlwollender Behandlung auch später die neuerworbenen Papiere des Publikums abhängen werden, sobald nämlich die Hochfluten der Abundanz sich verlaufen haben. — Endlich hilft auch noch das Gesetz mit, da eine ernsthafte Hausse unter Mitwirkung ganzer Stände, die niemals die Börse besuchen, bei beständigen Winken mit dem Differenzeinwand ganz unmöglich wäre. Diese Epidemie ist ja aber so ziemlich erloschen, seitdem unsere höheren und höchsten Richter nicht mehr buchstäblicher entscheiden, als es der Sinn der Gesetzgeber überhaupt zulassen wollte. Also jene drei Hauptmotive treten in unserer Aufwärtsbewegung immer wieder hervor. Es kommt dabei nicht auf etwas Ueberstürzung an, wie z. B. bei Elektrizitätsaktien oder Montanwerten, weil auch die bevorstehenden Zeichnungen auf 8 0 Millionen Staatspapiere andere Gedanken nahelegen. So z. B., daß man selbst zu den gewichenen Kursen einzelner Hütten- und Kohlenaktien eine höhere Verzinsung erziele als mit der neuen Reichsanleihe, — die Kurschance noch ganz außer Betracht gelassen. Alles Mögliche wird jetzt gekauft und dazu auch von einzelnen Schichten, die nur höchst selten eine derartige Initative entfalten. Es müssten nur noch Lombarden auf 25 gehen, um als ein Wunder mehr, die Börse weiter im Taumel zu halten.

* * *

Die deutschen Papiere den Deutschen! so können wir selbst am besten den englischen Warnungen abwehren, welche ihren Landsleuten eine Beteiligung an unsern großen Subskriptionen als einen Verrat ausmalen. Oder geht es vielleicht auf die Verdummung hinaus, als ob wir bei unserer Flottenvermehrung auf die indirekte Geldhilfe der City angewiesen seien? Solche Hetzer haben dann eben von Deutschlands innerer Stärke keine Vorstellung. Wie aber leider unser Verhältnis zu England geworden ist, trotz aller Hin- und Herreisen von Pastoren, Journalisten, Stadtverordneten und Magistraten, könnte es von vornherein nur bedenklich erscheinen, einen Teil unserer neuen Staatsfonds drüben festzulegen. John Bull ist heute rabiat. Und ebenso wie er in den 80er Jahren eines Tages den Afghanistan-Konflikt damit illustrierte, daß er fast seinen ganzen Besitz an Russen zu jedem Preise losschlug, so könnte er es einmal auch mit unsern Konsols und Reichsanleihen machen. Ein solcher Tag würde uns dann, noch ganz abgesehen von dem beschämenden Schauspiel, viel Geld kosten. Wohin man blickt, nach der Türkei oder China, suchen uns die Briten die großen Geschäfte streitig zu machen, und sie werden dabei Niederlage auf Niederlage erleiden, weil der Fanatismus ihre Schachzüge ganz unsicher gemacht hat. Hoffentlich spielt aber bei uns selbst die nationale Eitelkeit keine so zweideutige Rolle, daß wir nun die nüchternsten Dinge von der Welt wie preußische und deutsche Anleihen mit einer Art von patriotischer Aureole umgäben. Von oben wird in dieser Beziehung wohl kaum ein Wunsch geäußert, während in unserer Hochfinanz schon der Irrtum verbreitet sein könnte, dem Ansehen des Reiches mit Milliardenzeichnungen besonders zu dienen. Derartige Uebertransaktionen sind jedoch noch immer zum allgemeinen Schaden ausgefallen, da sie von vornherein den Anlagemarkt in falsche Bahnen lenken mußten. Den Dingen ganz ihren natürlichen Lauf zu lassen, werden sich unsere Banken schwerlich verwinden, allein sie sollen nur des Guten nicht zu viel tun und endlich einsehen, daß bescheidene Zahlen einen ungleich stärkeren Eindruck von Wahrheit hervorrufen, als die üblichen Zeichnungssummen aus den Sphären der Phantasie. Namentlich würde dies auf die neuen $3^1/_2$ prozentigen zutreffen, denen wenigstens Kenner keine so lebhafte Nachfrage voraussagen, wie den 4 prozentigen. Bei der Entscheidung zugunsten des niedrigeren Typus siegte die Bureaukratie, gestützt auch auf den Rat einiger preußischer Krösusse, die von unseren Vermögensverhältnissen nichts mehr zu verstehen brauchen und — unserer Bodenkreditbanken. Denn deren Direktoren mit ihren Pfandbriefinteressen werden gegen 4 proz. Papiere schon einige Argumente ins Feld geführt haben. Für den höheren Zinstypus scheinen diesmal sämtliche Großinstitute mutig eingestanden zu sein, wo doch sonst meist die Diskonto-Gesellschaft die Praxis gegen die Theorie in derartigen Konsortialsitzungen zu vertreten pflegte. Eine Energie, die, auch nur zur Hälfte vollkommen ausgereicht hätte, um ihr jetzt die überaus schwere Niederlage bei der Bayrischen Bodenkreditanstalt zu Würzburg zu ersparen. — Diesmal gibt es ein höchst lehrreiches Schauspiel, da die Bewegung für Staatsfonds auf die ältere für Dividendenpapiere trifft. Werden sich nun beide Bewegungen miteinander vertragen?

* * *

Die Verstaatlichung der Gotthardbahn hat viele Aktionärwünsche im Grunde nur wegen des Ablösungspreises gegen sich gehabt. An den eigentlichen Nutzen für den Verkehr, wenn gerade dieses internationale Unternehmen in Privathänden geblieben wäre, dachten Wenige und einem solchen Gedanken Ausdruck gab Niemand. Es wird sich schon zeigen, mit welcher Einseitigkeit von nun an hier die Schweiz ihr Interesse geltend zu machen wünscht, obgleich dort das ganze Gebiet der Staatsbahnen so neue Aufgaben erfordert, daß die Gewinne des betreffenden Budgets noch stark in der Luft schweben. In die Liquidationskommission haben sich die Berliner Großbanken selbst klugerweise nicht mehr wählen lassen, seit ihrer Unterstützung Guyer Zellers bei der Nordostbahn haben sie in derartigen Interventionen ein Haar gefunden. Man will doch bei der Eidgenossenschaft nicht unbeliebt werden, solange von dorther Finanzierungen von Sekundärbahnen winken! Dagegen haben unsere Großbanken in jene Liquidationskommission Männer entsandt, die Schweizer Verhältnisse mit dem Zuviel an Kompetenzen nur zu genau kennen. Einer dieser Herren hatte sogar vor Jahrzehnten die Einführung der Gotthardaktien am deutschen Markt überhaupt veranlaßt.

Auch umfangreiche Wiener Interessen, obgleich die Firma Reizes nicht mehr so viele Aktien wie früher besitzt, scheinen hinter den Kulissen mitgespielt zu haben.

Zur Sultansfrage.

v. S.

Die Absetzung Abdul Hamids erfolgte — so wollten es ja die Jungtürken — durch die politische Volksvertretung, durch das als Nationalversammlung fungierende Parlament, aber — und hier kommt der Pferdefuß — auf Grund eines Gutachtens der rein islamitisch-religiösen Autorität, des Fetwas des Scheich-ul-Islam, des Hüters des göttlichen Gesetzes. Nichtislamiten, Ungläubige haben daher das Verdikt über das geistige Oberhaupt des Mohammedanertums, den Sultan, ausgesprochen. Im Parlament fand keine politische Behandlung der Frage statt, sie wurde lediglich vom religiösen Vertreter gestellt und von politischen Richtern beantwortet. Darüber wird die islamitische Welt — ohne irgendwelche persönliche Parteinahme für den Abgesetzten — nicht so leicht hinwegkommen.

Zunächst ist dieser Fall weder im Koran, der die Basis des moslemischen religiösen und bürgerlichen Rechtes bildet, noch in seiner kodifizierten Ergänzung, dem Scheriatgesetz, vorgesehen. So oft bisher ein Fetwa, d. i. ein religiösgesetzliches Gutachten einen Sultan für regierungsunfähig oder unwürdig erklärte, stellt man die Frage immer nur an Mohamedaner, an die höchsten und weisesten des Islams. Niemals an Nichtislamiten.

Nach echt-türkischer Auffassung ist daher die Entthronung Abdul Hamids auf illegalem, den religiösen Gesetzen widersprechendem Weg zustande gekommen. Und die Gefahr bleibt aufrecht, daß die Orthodoxie einmal an diesem Punkt ansetzt, wenn die Jungtürken keine Mittel finden, sich mit der islamitisch-türkischen Volksmehrheit etwa auf nationalem Wege zu verständigen.

Interessant bleibt, daß gerade die Jungtürken aus Rücksicht auf die islamitischen Anschauungen des Volkes, die Absetzung des Despoten Abdul Hamid durch einen soldatischen Gewaltstreich vermeiden und der Entthronung eine legale Form geben wollten und dabei erst recht das gläubige Türkentum vor den Kopf stießen, indem Nichtislamiten als zuständige höhere Instanz über das höchste, geistliche Gutachten urteilten.

Eine Welt von Widersprüchen ...

Die Auferstehung des politischen Menschen.

Von Emil Faktor.

Was ist denn mit uns vorgegangen? Seit dem lieben Herbst sind wir in einer ewigen Erregung, debattieren wir, sprechen wir Leitartikel über Kanzlerkrisen, über Steuerfragen, über die Chancen eines Weltkrieges, und in den jüngsten Tagen haben wir uns in einen hitzigen Kampf um das Kalifat eingelassen, nachdem wir kaum erst die bedenklichen Symptome einer neuen französischen Revolution überwunden haben. In Zeiten katastrophaler Ereignisse ist wohl eine Zunahme des politischen Interesses selbstverständlich, und man hätte schon an einem bedenklichen Phlegma leiden müssen, um nicht durch die spannenden Aufzüge des Welttheaters am Balkan aus seiner Ruhe herausgerissen zu werden. Aber was uns seit vielen Monaten bewegt, ist keine bloße Gelegenheitsteilnahme für außergewöhnliche Erscheinungen in der internationalen Weltzone. Es bedeutet die Reformierung unseres ganzen Verantwortlichkeitsgefühls, es ist die Aufrüttelung unsres Gewohnheitsmenschentums. Wir streifen alle Bequemlichkeit ab, welche die Sorge um auswärtige Politik den Diplomaten, die Regelung des Staatshaushaltes den Berufspolitikern, die Kontrolle aller Strömungen außerhalb und innerhalb des Reiches den verantwortlichen Behörden und der Presse überließ. Wir eifern mit, wir fühlen uns mitverantwortlich, wir möchten am liebsten selber in den Gang der Dinge eingreifen. Wohl blieb auch früher im Leibjournal keine interessante Parlamentsdebatte ungelesen, und hin und wieder griff die Leidenschaft der politischen Arena auch auf gesellschaftliche Kreise über. Aber man beruhigte sich furchtbar schnell, sobald die notwendigsten offiziellen Erklärun-

gen abgegeben waren und die Parteiführer ihre Paradereden gehalten hatten. Nun streben wir ununterbrochen weiter und möchten genauer sehen und mehr wissen, als es den Eingeweihten lieb ist. Wir studieren die Landkarte, wir greifen zu Statistiken und ethnographischen Werken, wir vertiefen uns in die Scheriatbestimmungen mit der gleichen Begier, mit welcher wir früher einen neuen Roman lasen. Das ist durchaus kein krankhafter Zustand, sondern ein Gesundungsprozeß, eine Erlösung von Gleichgültigkeit und falsch verstandenem Kosmopolitismus, der sich in dem Austausch schöngeistiger Güter erschöpfte. Es bedeutet eine Erhöhung der Selbständigkeitstriebe des Individuums, eine Zunahme an Weltverstand. Eine übertriebene Beschäftigung mit der Politik kann Kräfte aufreiben, die Sinne für das Verständnis künstlerischer Kulturwerte abtöten. Aber diese Gefahr ist behoben, wenn mit dem politischen Interesse auch das Verständnis zunimmt. Wenn jener erhöhte Punkt erreicht wird, wo sich eine gewisse Uebersicht über die Weltlage erschließt und die äußere Politik aufhört, eine Geheimwissenschaft der Diplomaten zu sein.

Rückständigkeiten.

Von Dr. Karl Wilker.

Ueber 43 Jahre war er, Dr. Edmund Fritze, Gymnasiallehrer. Dann ließ er sich pensionieren und — genoß nicht etwa der Ruhe, sondern schrieb in drei Jahren eine Reihe von Betrachtungen nieder, denen er den Titel „Pädagogische Rückständigkeiten und Ketzereien" aufdrucken ließ. Und abermals vier Jahre suchte er nach einem Verleger, bis er ihn fand in Gustav Winter (Bremen 1909).

Was nun in dem Buch steht, ist gar so schlimm nicht, wie's der Titel vermuten lassen möchte. Eine gemäßigte Reform des Gymnasiums. Vieles, das uns schon wieder veraltet klingt. Manches, was der Erörterung im Ministerium wohl wert wäre: Einführung des Zehn-Klassen-Systems mit Parallelcöten, so daß eine Anstalt gewissermaßen in zwei Komponenten zerfällt, deren eine zu Ostern, die andere zu Michaelis einsetzt; Einschränkung des Religionsunterrichts; Hebung der Amtsbefugnisse der Lehrer; und dann dieses: nach je 10 Jahren erhält jeder Lehrer 1 Jahr Urlaub, ganz einerlei, wozu er's nützen will. Eben ganz diskutable Vorschläge. Etwas mild und friedeliebend vorgetragen! Von Anklagen ist kaum was zu merken, von Rückständigkeiten dann und wann eine Spur.

Daß aber ist die Rückständigkeit: daß ein Gymnasiallehrer nicht wagen darf, seine paar Vorschläge und Gedanken vorzubringen, ohne fürchten zu müssen, „an seiner Stellung, seiner Beschäftigung und seinem Einkommen Einbuße zu erleiden". Allerdings: es gibt einen Fall Gurlitt. Und auch noch andere Fälle, besonders unter Volksschullehrern. Und dadurch läßt man sich einschüchtern. Ohne zu merken, daß derlei unwürdige Geistessklaverei die Persönlichkeitsentwicklung hemmt, untergräbt, vernichtet. Das eben ist die Sache: aus der Reihe der Tätigen sollen die Vorschläge kommen, kommen dürfen.

Im Schweigenmüssen auf allerhöchste Anweisungen hin, darin liegt die Rückständigkeit!

Eine deutsche Gogolausgabe.

Von Hermann Kienzl.

Bei der deutschen Erderoberung, über alle Farbenstriche der Landkarte hinweg, sind wir verhältnismäßig spät im innersten Rußland angelangt. Seit Turgenjew und Dostojewski allerdings bleibt uns kein neuer Russe verschwiegen. Doch erst in den jüngsten Wochen sind die Dramen des alten Alexei Tolstoi (des kleineren Oheims vom großen Neffen) deutsch geworden. Und von Nikolaus Gogol, dem Vater der jungrussischen Literatur, muß uns Vieles noch gewonnen werden.*) Von der ersten deutschen Gesamtausgabe Gogols wurde der vierte Teil als Sockel zum Jahrhundert-Dankmal des Dichters niedergelegt. Diese beiden Bände des in würdigschöner Tracht dargebotenen Werkes enthalten nebst einigen Novellen den Roman „Tote Seelen", die Leuchte

*) Nikolaus Gogols „Sämmtliche Werke" In 8 Bänden herausgegeben von Otto Buek München und Leipzig bei Georg Müller, 1909 — Bände 1 und 2.

der satirischen Weltliteratur. Die deutschen Schuljungen nehmen seit langem gehorsamst zur Kenntnis, daß Gogol mit den „Toten Seelen“ sein Meisterwerk schuf. Den deutschen Lesern jedoch war ein unverkürzter und nicht verstümmelter Text der bedeutsamen Prosa-Dichtung bisher vorenthalten... Ihn lieferte jetzt Otto Buek mit einer strengen Genauigkeit, die dem Roman, der bekanntlich ein mächtiger Torso ist, auch die vielen Varianten, Skizzen und Entwürfe anreihte, die sich in des Dichters Nachlaß fanden. Diese Ergänzungen haben eine mehr persönliche als künstlerische Bedeutung. Sie öffnen den Einblick in das Innere Gogols, der an seinem Lebenswerk die letzten und reifsten sechszehn Jahre gelitten und mit ihm gerungen hat. Sie weisen die Spur auf jenen seltsamen Dualismus, der das Genie Gogols in besonderem Maße dem pathologischen Interesse unterwirft. Er, den es mit übersinnlichen Flügeln zu den Gefilden hoher Ahnen hob, war von der tyrannischen Fähigkeit realistischer Beobachtung gezwungen, die Erde mit allem Mittelmaß des Irdischen zu umklammern; er, der schon in seiner göttlichen Komödie des Allzumenschlichen, im „Revisor“, und noch überwältigender in den „Toten Seelen“ die Fäulnis schonungslos aufgedeckt, die russische Anklage-Literatur geschaffen hat, schrieb diese revolutionären Bücher mit der Sicherheit eines nachtwandlerischen Zustandes. Sein Wachen wußte nichts vom scharfen Pfluge. Sein bewußter Wille — der eines frommen, folgsamen Patrioten — schreckte vor dem Aufwühlen des Erdreichs zurück und haderte mit dem eigenen Müssen. Die ungeschriebene Vollendung der „Toten Seelen“ sollte aus den Regionen des Jämmerlichen und der klassischen Satire in die der Sehnsucht und der Harmonie führen. Die in der deutschen Ausgabe gesammelten Trümmer sind Zukunfts-Meilensteine. Sie erhöhen aber nicht das dichterische Vollgewicht des Werkes. — Die Gesamtausgabe erteilt vor dem Dichter seinem verdienstvollsten Forscher das Wort: Nestor Kotljarewski. Sein Vorwort ist ein wertvoller Scheinwerfer.

Der heilige Skarabäus.

Von Karl Fr. Nowak.

Man hatte in der Literatur eine Lücke entdeckt. Das Buch der öffentlichen Häuser fehlte. In Frankreich stehen „Maison Tellier“ und das Heim der Fille Elisa, solide Institute, aber die Baumeister, die Maupassant und Goncourts, locken nicht mehr. In Deutschland erscheint das Genre neu. In Deutschland scheint es auch verheißungsvoll. Aeltere Stimulanzien verblassen da allmählich und man verblüfft nicht immer noch, nur weil man Kunst vorschützt. Ueberhaupt: die Vorbilder von drüben schlagen immer noch hier die Nachahmer tot. Zolas Wissenschaftlichkeit — und die Kraft — ist schwer auch für mutige Erben zu üben, Lemonniers Erotik blüht in einsamen Gärten, in die nicht leicht ein Romanschreiber dringt, und selbst Ekhouds schmerzvolle Kraßheiten wird nur der Ungewöhnliche nachmalen dürfen. Man muß es heute schon anders machen. Die Erotik allein tut's längst nicht mehr. Aber vielleicht reizt, ohne daß einer Vorwürfe erheben könnte, das Stoffliche doch noch, wenn man einmal statt mit dem Geduldsnamen Kunst den Kern mit dem Gefühlsbegriff Humanität drapiert. Statt Kunst Sozialreform. Und Frau Else Jerusalem, Wienerin, Dichterin und Ideologin, füllt also die Lücke aus: sechshundertsechsundachtzig Seiten Varianten öffentlicher Häuser, ihr Elend, ihr Leid — Zukunftsfanfaren.

Der kleine, blinkende Mistkäfer, der seine Angreifer mit allerlei ätzenden Düften verscheucht, der goldschimmernde Skarabäus wird das Symbol. Man muß einmal hinter den Seidenvorhang in die leere, trostlose Dämmerung, in die Lebensöde und Todesschaurigkeit all' der Verkauften, Wehrlosen, Verfallenen blicken, und der Vergleich kommt unwillkürlich: die Prostitution als Skarabäus, der gleißt und anwirbt und den Ekel heimschickt, als Skarabäus auf dem Gesellschaftskehricht. Das Dirnenkind Milada ist die Heldin. Das Dirnenkind Milada, im Freudenhaus fast geboren, im Freudenhaus herumgestoßen und früh verwaist,

*) Roman von Else Jerusalem. Verlag von S. Fischer, Berlin.

wird ihr Schicksal selbst aus dem Schlamm hochheben und endlich — „auf lichtiger Höh“ in Ethik geborgen — zur wilden Anklage gegen die Gesellschaft werden, die sich sonst um Dirnenschicksale wenig zu bekümmern pflegt und so die ethischen Wege versperrt. Milada geht durch alle Etappen „des Geschäfts“. Draußen vor den Mauern, die den „Salon Goldscheider“ hinter roter Laterne verbergen, liegt die lachende, gleichgültige Welt der Moral, von der Milada nichts ahnt, Welt und Gesellschaft, deren bürgerliches Schätzungsmaß sie erst spät und unvermittelt aufstören. Milada ist hart und voll Herbheit, sie hat ihren Leib hingegeben, wie alle andern um sie, aber sie selbst verlor sich nicht. Sie hatte einen Freund, der Philosophien in den Salon mitbrachte, den verkommenen Gymnasialprofessor und verkappten Nihilisten Horner, der Miladas Gehirn bis zu Büchner und Kant und Nietzsche zwingt. Nebenbei ist sie tüchtig: sie wirtschaftet sich rasch empor, ohne mittun zu müssen, sie führt das Szepter bald fester als die Herrin, deren Geschäftsuntüchtigkeit ihr den Aufstieg ebnet, und bei aller Härte des Berufs kann sie, die sich längst dem ärgsten Schmutz entwand, milde mit den andern sein. Milde sein, verstehen, lindern können: dort soll das Ziel ausharrender Arbeit grüßen. Den Phantasien Horners entsagt sie. Die geschlossene Macht der Prostitution wird sie nicht schaffen, Samariter sein, ist alles... Die Träumerei verfliegt, die ein romantischer Liebesjubel kurz beschwor, Milada besinnt sich, daß sie als Kind von Anbeginn und ohne Selbstbestimmung als Beute verfallen war, und da sie die Ersparnisse, den gehäuften Reichtum einiger Jahre übersieht, geht sie — noch all die Jammervisionen des Salons vor dem traurigen Blick — hinaus in die Berge, wo ihr Asyl all die Kinder der Rechtlosen, Schutzlosen in Reinheit retten wird. Das Asyl ist die Fanfare: „in lichtiger Höh“...

Soweit Frau Else Jerusalems Dichterschaft. Oder doch wenigstens der Versuch dazu. Aber es tut nichts, daß Miladas Entwicklung dabei — nicht nur das Emporschreiten zu Kant und und Büchner — von unbedingter Unwahrscheinlichkeit ist. Es tut nichts, daß die Wortphilosophien ihres Präzeptors Horner verläßlich verbrämte Banalitäten bedeuten. Auch das verschlägt nichts, daß in der romantischen Episode der Freudenhausdirne mit dem Wiener Patriziersohn noch einmal das ältliche Märchenprinzenmotiv anklingt, das nur die Art der Modulation für das Dirnenmilieu abstimmt. Und dann ist noch ein wenig emphatische Lyrik da, — schwärmerische Apotheosen im sentimentalischen Stil, so preziös, daß man über sie lächeln kann: „Euch! Tanzenden Mädchen, — lachenden Bräuten, — spielenden Müttern, — euch gehört dieses Buch. Aus der Höhe eures Daseins lauschet in die Tiefen. Aus dem Lichte eures Lebens starret in das Dunkel. Fühlet — wo ihr lange verurteilt habt. Denket — wo ihr allzu lange vorübergeschritten seid. Und euer Mitempfinden grüße sie sanft — diese Opfer eures Glücks.“ Aber all dies tut nichts, denn vermutlich wollte Frau Else Jerusalem gar kein Kunstwerk bringen. Sie hätte sonst nicht auf dem dritten und vierten, noch auf dem letzten Hundert der durch alle Widerwärtigkeiten monoton fortrollenden Seiten immer nur die umschattierte Wiederholung der ersten hundert Blätter, den gleichen Reigen leicht umgezeichneter Dirnen- und Kupplerinnengesichter auffrischen dürfen. So treu und sorgsam die tausend Freudenhausdetails im sinkenden Glanze, in den wechselnden Geschäftssystemen dieses Wiener „Rothauses“ auch betrachtet scheinen. Der toleranteste Naturalismus hätte sich mit einem Zehntel der Schilderung begnügt. Und hätte da noch erschöpft.

Aber vermutlich wollte Frau Else Jerusalem gar kein Kunstwerk bringen. Die soziale Idee taucht auf. In dichtverhängtes Dunkel grelle Blitze schleudern, dem Notschrei der Niedrigsten den Weg in die Menge bahnen. Aufdecken, enthüllen, so endlich Besserung schaffen. Aber wer weiß nicht, wie der Abschaum von Kuppelei und Menschenverkäufern, die die Behörde nur schwer entlarvt, alle Spitäler, alle Bahnhöfe nach Opfern umlauert? Wer kennt nicht das schrille Ende in Krankheit und Pest, dem kaum eine entgeht, und wüßte nicht, daß auch Behörden manchmal unrein sind? Soll da ein Roman helfen? So unbefangen ist die Gesellschaft, dies bequeme Schlagwort nicht, wie es die literarische Humanität der Frau Jerusalem dünkt, so karikaturistisch-russisch

wird nicht jede Behörde sein, wie Frau Jerusalems Beamtenschaft, die mit den Geschäften des Goldscheiderschen Salons prosperiert. Vielleicht werden hier einmal die Mediziner helfen. Wenn sich die Großen unter ihnen zusammentun und unaufhörlich zur Heilung drängen. Oder der Utopie der Heilung doch wenigstens näher kommen dürfen. Vielleicht werden indes auch sie es nicht vermögen, und die harte Grausamkeit der Starken triumphiert weiter über den Untergang. Aber was will das Buch? Die Gesellschaft entflammen? Man wird in den Salons der Gesellschaft die Berichte aus dem Salon „Rothaus" eifrig lesen. Auch diskutieren. Weiter nichts. Und nach einigen Wochen wieder vergessen, daß ein paar Zeitungsschreiber mit pathetischer Geste ein neues soziales Gewissen entdeckten.

Neue Bücher.

Der Redaktion sind folgende Bücher zugesandt worden:

Joachim Baron zu Putlitz. Generalintendant der Königl. Württembergischen Hoftheater, Vizepräsident des Deutschen Bühnenvereins. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlags-Anstalt.

Adolf Bartels. Geschichte der deutschen Literatur. Leipzig. Verlag Eduard Avenarius. 2 Bände. Preis M. 10.—.

Adolf Bartels. Handbuch zur Geschichte der deutschen Literatur. Leipzig. Verlag Eduard Avenarius. Preis M. 5.—.

Paul Stauber. Das wahre Erbe Mahlers. Vom Kriegsschauplatz der Wiener Hofoper. Kleine Beiträge zur Geschichte der Wiener Hofoper, nebst einem Anhang Dokumente zum Fall Hirschfeld. Wien, Verlag Huber Lahme.

Martin Buber. Ekstatische Konfessionen. Jena. Verlag Eugen Diederichs. Preis brosch. M. 6.—, geb. M. 8.—.

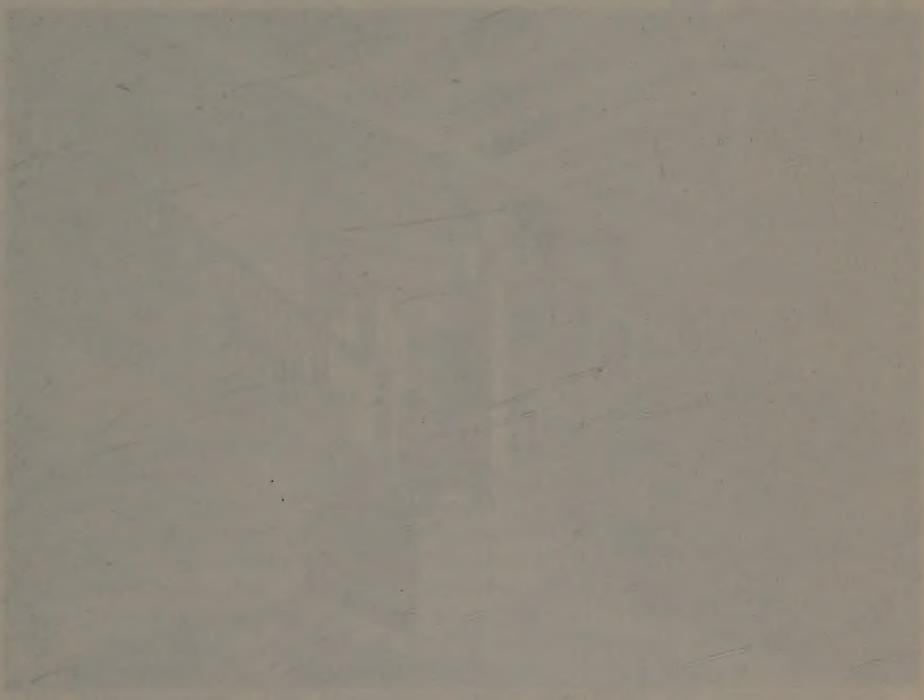
Lu Märten. Torso. Das Buch eines Kindes. München—Leipzig. Verlag R. Piper & Co.

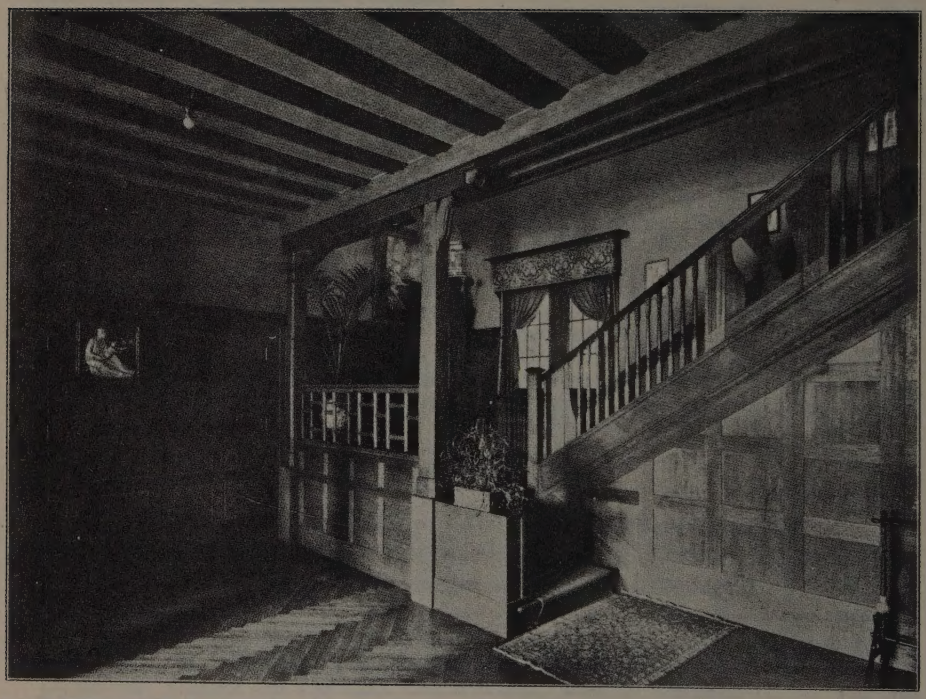
Schluß des redaktionellen Teiles.

Alle Manuskript- und Büchersendungen
an den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33.
Nicht erbetenen Sendungen ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33; für Oesterreich-Ungarn: Dr. Felix Braun, Wien. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei Hermann Goldschmiedt, Wien I, Wollzeile 11. — Für den Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76.
Druck von J. Harrwitz Nachfolger G. m. b. H., Berlin SW. 48, Friedrichstr. 16.

Kaiser Friedrich Quelle
Offenbach am Main
gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- und Gallen-Leiden.
Diätetisches Tafelgetränk ersten Ranges.
Wo nicht am Platze, in Apotheken oder einschlägigen Geschäften käuflich, liefern wir direkt ab Quelle in Kisten à 50 3/4-Liter-Bordeauxflaschen frachtfrei jeder Bahnstation Deutschlands unter Nachnahme von Mk. 25,— pro Kiste.





HAUS SPRINGER IN WANNSEE
/ Inneres /

ALFRED MESSEL